Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 29 — Marburg i. H., den 16. Juli — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Die Güte Gottes — Die deutschen theologischen Fakultäten der Gegenwart — Was heißt „Wesen des Christentums"? 6. Subjektivität und Objektivität in der Wesensbestimmung. Schluß. — Nietzsches Anklage gegen Paulus: 2. Der neue Mensch — Zur Eisenacher Konferenz: 1. Eingesandt; 2. Erwiderung; 3. Offener Brief des Herausgebers — Verschiedenes: Jörn Uhl im Baseler Münster; Die Sonne des Siljethals (Thoresen): So wars (Sperl); Ahasver (Renner); Die Antisozialdemokratische Korrespondenz; Der Reichsbote; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Lutherworte

Das ist kurz vom Vaterunser oder Gebet gesagt, wie ich selbs zu beten pflege; denn ich noch heutigs Tages an dem Pater noster sauge wie ein Kind, trinke und esse wie ein alt Mensche, kann sein nicht satt werden; und ist mir auch über den Psalter (den ich doch sehr lieb habe) das allerbeste Gebete. Fürwahr es findet sich, daß es der rechte Meister gestellet und gelehret hat. Und ist Jammer über Jammer, daß solch Gebet solches Meisters soll also ohn alle Andacht zerplappert und zerklappert werden in aller Welt. Viele beten des Jahrs vielleicht etlich Tausend Pater noster, und wenn sie tausend Jahr also sollten beten, so hätten sie doch nicht einen Buchstaben oder Titel davon geschmeckt, noch gebetet.

Summa: Das Pater noster ist der größeste Märtyrer (sowohl als der Name und Wort Gottes) auf Erden; denn Jedermann plagts und mißbrauchts, Wenige tröstens und machens fröhlich im rechten Brauch.

Eine einfältige Weise zu beten. 1534

Die Güte Gottes

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Psalm 106, 1.

In der Erklärung des ersten Artikels hat Luther ein Meisterstück gemacht. Einem frommen Bauersmann hat er sie in den Mund gelegt. Es ist gerade, als sähe man den an einem schönen Sonntagmorgen im Herbste über seinen Hof schreiten. Da steht das Haus mit dem rüstigen Weib und den rotwangigen Kindern; dort der Stall mit prächtigem Vieh und daneben die Scheunen mit der reichen Frucht der Wiesen und der Aecker. Und während ihm das Herz im Leibe lacht über all dem Glück und Segen, geht ihm auf einmal wie die liebe Sonne das gütige Angesicht Gottes über all diesem Glücke auf. Ei, woher sollte er denn alles dieses haben, wenn nicht aus seiner Vaterhand! Er spürt es, wie sich ihm Gottes Güte lind und warm auf die Seele legt. Nun sieht Haus und Hof noch einmal so schön aus. Die Gedanken schweifen weit über die ganze Erde hin. Sie ist ein lauter Preis der göttlichen Schöpfermacht und Vatertreue. Aber wie groß die Welt auch sein mag, ein jeder Fromme meint doch, Gottes Güte gelte vor allem ihm. Da schwindet aller Hochmut und alle Prahlerei: denn einer so großen Güte weiß sich unser Bauersmann doch nicht wert, wie gut er auch seine Leute behandelt und wie selten er auch in der Kirche fehlt. Denn er

hat doch Allerlei auf dem Gewissen, was ihm jetzt gerade einfallen muß, da er dem großen gütigen Herrn in die Augen sieht. Nun, je kleiner unser Verdienst und Würdigkeit, desto größer ist Seine väterliche Güte und Barmherzigkeit.

Vor ihr kann man aber gar nicht anders als den Mund recht voll nehmen von Lob und Preis und Dank. Das ist der angenehmste, aber nicht oft begangene Weg zu Gott, wenn nach wohlgelungenem Werke oder an einem hohen Lebenstage mitten in Glück und Freude aus der Tiefe der Seele frohe Dankestöne wie ferne Glocken heraufklingen, um das Herz zum Geber aller guten Gaben emporzuheben! Und wenn das Loben und Danken verklingt, dann soll es überleiten zum gehorsamen Dienste nach dem Willen des Gottes, der uns mit seiner Güte das Herz abgewonnen hat.

Niebergall

Die deutschen theologischen Fakultäten der Gegenwart

In dem Buche Paulsens über die deutschen Universitäten, über dessen hohe Vorzüge ich in Nr. 27 der Christlichen Welt berichtet habe, befriedigen mich verhältnismäßig am wenigsten die den theologischen Fakultäten gewidmeten Abschnitte. Die sogenannte erste Fakultät erfährt es oft genug, wie falsche Vorstellungen von ihr sogar in den Schwesterfakultäten herrschen, vom großen Publikum zu geschweigen: so büßt sie durch Verkannt- und Mißhandeltwerden die Tyrannei, mit der sie in früheren Jahrhunderten die anderen Fakultäten sich unterordnete. Auch Paulsen scheint mir die Verhältnisse nicht völlig zutreffend zu erfassen.

Nicht als ob es an Sätzen in dem Buche fehlte, die ein warmes Interesse für die Theologie und Verständnis für die Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, verraten, an Sätzen gegen links und rechts, deren gründliche Beherzigung wir dringend wünschen. Daß die einzelnen theologischen Lehrfächer an einer Universität immer in irgend einer Form vertreten sein müßten, wird S. 495 ff. gut erwiesen, und auch dagegen läßt sich Nichts sagen, daß Paulsen die Notwendigkeit einer besonderen theologischen Fakultät nur durch das soziale Bedürfnis eines wissenschaftlich gebildeten geistlichen Standes gegeben findet. Beschämend schmeichelhaft bedünkt mich S. 558 die These, daß den studierenden Theologen vielleicht noch immer das universellste Bildungsstreben innewohnt. Die religiöse Heilsamkeit des Zweifelnlernens wird S. 301 schön erwiesen, und auch der Satz: „Die protestantische Kirche muß, was ihr an Garantie für die Wahrheit der Lehre abgeht, durch Innerlichkeit und subjektive Wahrhaftigkeit ihrer Diener ersetzen"

trifft das Rechte, wenn wir das „Abgehen der Garantie" auf die Meinung der Menge, die nach Autoritäten fragt, beziehen. Denn in Wahrheit hat doch keine andere Kirche stärkere Garantien für die Wahrheit ihrer Lehren. Von dem schweren Beruf des Seelsorgers spricht Paulsen mit Hochachtung; daß er das heute weit verbreitete Mißtrauen gegen das seelsorgerliche Amt durch die Persönlichkeit überwunden wissen will, ist echt protestantisch gedacht. Wenn er freilich, einen Gedanken Harnacks aufgreifend, als geraden Weg dazu — notabene neben geistiger Kraft und tiefer, vielseitiger Bildung! — Verzicht auf Wohlleben bezeichnet, Uebung in der Entsagung, so nehme ich nur an dem Gebrauch des mehrdeutigen Wortes „Wohlleben" Anstoß; bei Harnack wechselt es mit wohlhabend, und die Wohlhabenden aus dem geistlichen Stande ausschließen, — die doch wohl nicht zugleich um die Vermehrung ihres Besitzes eifrig besorgt zu sein brauchen! — heißt indirekt auch das evangelische Pfarrhaus schließen. Aber darüber zu disputieren ist hier nicht der Ort, auch nicht über die Frage, ob wirklich, wie Paulsen 523, vgl. 170 f., sagt, der Arzt in unserm Volk mehr und mehr in die Stellung einrückt, die einmal der Geistliche besaß, die Stellung eines Beraters in allen großen und ernsthaften Lebensfragen. Die gewaltige Zunahme der Zahl der Aerzte, gegenüber dem Stehenbleiben der Zahl der Geistlichen seit hundert Jahren, genügt keinenfalls als Beweis, denn ein großer Teil des Volkes hat sich überhaupt jetzt erst an Benutzung ärztlicher Hilfe gewöhnt; und daß in den großen Städten die geistlichen Stellen sich nicht in dem Maße vermehren, wie sich dort die Mediziner unter heftigem Konkurrenzkampf und in der Gedrücktheit des Kassenarzttums zusammendrängen, ist etwas Selbstverständliches, auch ohne daß man den Uebergang seelsorgerlicher Funktionen an Aerzte — worin übrigens ein Korn Wahrheit steckt — zu Hilfe zieht. Was seit 1800 kaum zugenommen hat, ist nicht die Zahl der Geistlichen, die sich vielmehr wesentlich vermehrt hat, sondern die der Theologie-Studierenden, dafür kennen wir ja aber durch Paulsen den Grund: weil ehedem auch die zukünftigen höheren Lehrer Theologie studierten, um sich für spätere Jahre den Uebertritt in eine Pfarrstelle offen zu halten.

In der Skizze der Entwicklung der theologischen Fakultäten im neunzehnten Jahrhundert S. 71 f. ist das letzte Drittel dadurch recht ungenügend charakterisiert, daß eine von Ritschl ausgehende Richtung in der Theologie der Fakultäten in den Vordergrund getreten sei mit antiintellektualistischem Charakter und entsprechender Hinwendung zu einem Christentum der Gesinnung und der That. Das ist so einseitig, wie wenn es S. 80 heißt: während in der philosophischen Fakultät die Forschung beherrschend im Mittelpunkte stehe, spiele in den übrigen Fakultäten die dogmatische Ueberlieferung des professionellen Wissens eine größere Rolle, und ihre Uebungen nähmen zuletzt die Richtung auf das Technische. Ich wüßte nicht, was den theologischen Exegeten und Historiker heute noch zu dogmatischer Ueberlieferung veranlassen könnte; Paulsen denkt beidemale nur an je ein Fach in der Theologie, würde aber gut thun auch bei diesen die immer stärkere Hervorkehrung des historischen Interesses als das für die Gegenwart Bezeichnende zu nennen. Und als ungerecht muß ich auch, mindestens im Blick auf das letzte Jahrzehnt, die Behauptung S. 180 bezeichnen, die vor 1870 so bemerkenswert aufblühende wissenschaftliche Litteratur in der katholischen Theologie sei seitdem im Sinken; von der kirchengeschichtlichen Litteratur gilt das genaue Gegenteil.

In dem für uns wichtigsten Kapitel über das Verhältnis der Universität zur Kirche ist der Abschnitt über die Beteiligung der Konfessionen am Universitätsstudium gewiß von großem Interesse, und Paulsens Erklärungen für das Zurückbleiben der katholischen und das starke Ueberwiegen der jüdischen Bevölkerung im Universitätsstudium werden kaum auf Widerspruch stoßen; leider sind die statistischen Zahlen, mit denen S. 195 ff. operiert wird, sehr verdächtig, weil sie sich mit den S. 170 f. gebotenen schlechterdings nicht vereinigen lassen. Die wahrlich höchst bedeutungsvolle Frage nach dem Anteil der verschiedenen Stände des Volks an den Kontingenten zu den einzelnen Fakultäten, bei dessen Feststellung auf die Differenz zwischen Perioden des Aufsteigens und des Niedergangs der Frequenz geachtet werden müßte, hat Paulsen aus Mangel an Material unangeschnitten gelassen.

Dagegen handelt er freimütig über die Stellung der Fakultäten zur Kirche, und zwar schon durch die Trennung andeutend, daß er die der protestantisch-theologischen Fakultäten anders bestimmt haben will als die der katholischen. Er geht davon aus, zuzugestehen, daß die theologischen Fakultäten natürlich in einem unlösbaren Verhältnis zur Kirche stehen, will das aber nur bei den katholischen als eine Abhängigkeit von dem offiziellen Kirchenregiment zulassen, während er der protestantischen Kirche mit Ernst voraussagt, daß sie zu einer kraftlosen Imitation der römischen herabsinken und schließlich von jener aufgesogen werden würde, wenn es jemals einer Partei gelänge, die protestantische Theologie und die Lehre der Kirche dauernd unter ihre Herrschaft zu bringen. Die einzige Gläubigkeit, die nach ihm auf protestantischem Boden als Forderung möglich ist, ist die, „welche an die Schrift und die Geschichte mit dem Willen herantritt, *sie zu nehmen wie sie sind*, in der *Zuversicht*, daß in ihnen für die Menschheit so wichtige Wahrheiten enthalten seien, daß sie als *Offenbarungen Gottes* bezeichnet zu werden verdienen."*) Bei den katholisch-theologischen Fakultäten betont er mit Recht, daß ihre Erhaltung in den deutschen Landen eine indirekte Wirkung des Protestantismus ist. Eine Uebertreibung ist es, wenn er meint, es werde wesentlich deutschen Universitätsgelehrten verdankt, daß von einer wissenschaftlichen Theologie des Katholizismus auch noch im neunzehnten Jahrhundert die Rede sein kann: da haben Frankreich, Belgien, England und Italien Grund energischen Einspruch zu erheben. Aber wohl hätte er darauf weisen können, daß in Deutschland trotz der Bischöfe und Aebte und sonstiger vornehmen Kleriker die wissenschaftliche Produktion in katholischer Theologie fast ausschließlich von Universitätsangehörigen ausgeht; und, wennschon Innsbruck eine Ausnahme macht, trifft im Allgemeinen zu, daß in diesen Fakultäten die versöhnlichere Richtung des Katholizismus das Feld behauptet, daß darum auch der Jesuitismus der Universitätsbildung der Geistlichen mißgünstig ist. Ich ehre die Verdienste katholischer Professoren wie Funk, Vetter, Bardenhewer, Ehrhard u. A. viel zu hoch, um den Wunsch zu hegen, daß Anstalten, die so gediegene Früchte wissenschaftlicher Arbeit gebracht haben, einer Theorie zu Liebe aufgehoben würden; ich bin auch mit Paulsen einverstanden, daß sich die Errichtung einer neuen katholischen Fakultät wie die in Straßburg von höheren Interessen aus vielleicht rechtfertigen läßt, oder besser, daß sie gerechtfertigt sein wird, sobald sie den erhofften Erfolg erzielt. Aber die „Unstimmigkeit" solch einer Fakultät in einer deutschen Universität, der Widerspruch ihres Wesens gegen das der übrigen Fakultäten, gegen das der modernen Universität überhaupt hätte meines Erachtens stärker hervortreten sollen. Paulsen sagt S. 186:

> Wir können um der Erkenntnis der Wirklichkeit willen, in der wir leben, nicht wünschen, daß ein so wichtiges Stück unseres Volkslebens, als es nun einmal der Katholizismus ist und nach menschlichem Ermessen auch bleiben wird, auf der Universität, im Zentrum unseres geistig-wissenschaftlichen Lebens überhaupt nicht vertreten sei.

Der Katholizismus ohne katholische Fakultäten auf der Universität nicht vertreten? Und (S. 191) „die katholische Theologie eine *Wissenschaft vom Katholizismus*"? Hoffentlich ist diese Wissenschaft auch außerhalb katholischer Fakultäten vorhanden, und hoffentlich würde sie nicht untergehen, wenn die katholisch-theologischen Fakultäten, die sich Paulsen „als ein wertvolles und der Erhaltung und Pflege würdiges Erbe der Vergangenheit darstellen", in der Zukunft einmal verschwänden. Und wehe uns, wenn wir das wichtige Stück unsers Volkslebens, den Katholizismus, nur nach dem einschätzten, was davon in den theologischen Fakultäten vertreten ist! Von seiner Gefährlichkeit würden wir auf diese Weise recht wenig wahrnehmen.

Paulsen hat sehr Recht mit der Warnung: man übertreibe den Unterschied zwischen der katholischen Theologie und den

*) Die Sperrungen von uns. D H

übrigen Wissenschaften nicht, er ist vorhanden, aber er ist kein absoluter; wenn er dabei die Fakultätsmitglieder im Auge hat, würde ich noch weiter gehen und Einzelne in protestantisch-theologischen Fakultäten, vielleicht auch in anderen, für noch gebundener an feste Autoritäten erachten als eines und das andere Mitglied einer katholisch-theologischen Fakultät, aber daß die Fakultät als solche ein störender Fremdkörper im Organismus unserer Universitäten ist, darf doch auch ohne kirchenfeindlichen Radikalismus behauptet werden, und Fremdkörper pflegt man sich nicht mit Stolz und Freude einzugliedern. Wenn laut Artikel 5 der Vereinbarung über die neue Straßburger Fakultät festgestellt ist, daß ein Mitglied derselben, welches von der kirchlichen Behörde zur weiteren Ausübung seines Lehramts für unfähig angesehen wird, nicht bloß von der Regierung alsbald ersetzt, sondern auch von der Beteiligung an den Geschäften der Fakultät ausgeschlossen werden soll, so ist damit die Fakultät grundsätzlich als Organ der geistlichen Behörde anerkannt, die durch Staatsgesetze garantierte Lehrfreiheit ist preisgegeben; denn wo hat die Universität Plätze für zu keiner Fakultät gehörige Professoren, wie es jene wegen mangelnder Rechtgläubigkeit exkludierten katholischen Theologen wären? —

Was dann die Lehrfreiheit des Theologen (S. 295—302) betrifft, so bedaure ich zum Teil die Formulierung, die Paulsen hier seinen im Grunde gesunden Urteilen gegeben hat. Er findet eine Grenze der Lehrfreiheit auch des Professors der Theologie gesetzt: daß er zum Christentum ein inneres Verhältnis hat, daß er es als den wertvollen, immer voller anzueignenden Gehalt unsers Lebens empfindet, und weiter als notwendige Voraussetzung für den Professor der protestantischen Theologie, daß er auf dem Boden des Protestantismus steht und an dem religiösen Leben der auf diesem Boden erwachsenen Lebensgemeinschaft bauen will. Nachher bestreitet er der theologischen Fakultät „in gewissem Sinne" die Voraussetzungslosigkeit der Forschung, weil ihrer Arbeit wie ihrem Unterricht gewisse Werturteile zu Grunde liegen; absolute Voraussetzungslosigkeit schlösse eine absolute Gleichgiltigkeit gegen die Gegenstände der Forschung ein. Da Paulsen die gleichen subjektiv-persönlichen Bedingtheiten für alle Wissensgebiete, die es mit geschichtlichem und persönlichem Leben zu thun haben, einräumt, so hat der Theologe keinen Anlaß, sich zurückgesetzt zu fühlen — bei dem Thema „Die Philosophie und die Lehrfreiheit" S. 302 ff. werden die Bedingtheiten zwar weniger hervorgehoben —; aber Paulsen hätte deutlicher erklären müssen, daß jene Grenzen der Lehrfreiheit nur für das Gewissen des Lehrenden, für Niemand sonst existieren. Allerdings würde ich mein Lehramt niederlegen, wenn ich kein inneres Verhältnis mehr zu seinem Gegenstand hätte, gleichgiltig gegen die Objekte der Forschung geworden wäre; obwohl die als Haß gedeutete Kritik an dem Objekt einen starken Prozentsatz von Liebe nicht ausschließt. Aber die Entscheidung darüber, ob ich auf dem Boden des Christentums und des Protestantismus stehe oder nicht, kann keiner äußeren Instanz, weder einer synodalen Majorität noch einer kirchlichen oder staatlichen Behörde zugestanden werden, sonst ist es mit der Lehrfreiheit dahin. So wenig die von Paulsen auf S. 300 gebrauchten Begriffe: ehrliche Forschung, unbestochenes oder sittliches Urteil sich bei einer rechtlichen Behandlung der Frage nach etwaiger Ueberschreitung der Grenzen der Lehrfreiheit zu Grunde legen lassen oder zu einwandfreier Feststellung der erlaubten Einschränkung der Voraussetzungslosigkeit sich eignen, so wenig ist eine andere Instanz als das Gewissen befugt zu entscheiden, ob Jemand, die sonstigen Eigenschaften eines Universitätslehrers vorausgesetzt, sich noch eignet, an einer theologischen Fakultät Lehrer zu sein.

Das Interesse auch der protestantischen Kirche an der absolut unbeschränkten Lehrfreiheit der theologischen Fakultäten kann meines Erachtens so lange kaum hoch genug eingeschätzt werden, als diese Kirche nur auf Universitäten gebildete Geistliche anstellen will. Deren Bildung wird als eine der des Juristen, Mediziners, Philosophen gleichwertige sich nicht in Ansehen erhalten können, wenn die öffentliche Meinung Grund hat, die theologischen Fakultäten für den übrigen Fakultäten an der Universität in Bezug auf Selbständigkeit und Freiheit der Forschung untergeordnet zu halten; und heute vielleicht mehr als je hat der protestantische Pfarrer, wenn er an dem religiösen Leben seiner Kirche wirklich mitbauen will, es nötig, wissenschaftliche Selbständigkeit erworben zu haben; er findet sonst nur das Ohr derer, die die Sakramente wollen und nicht den Menschen.

Der Satz Paulsens S. 90 f., die Freiheit der Universitäten sei ein Gradmesser des Selbstvertrauens der Regierung, verdient auf die Kirchen erst recht Anwendung: die Freiheit ihrer theologischen Fakultäten ist ein Gradmesser des Selbstvertrauens der Kirchen; eine Kirche, die sich dessen bewußt ist, die Wahrheit zu besitzen, darf die kleinliche Angst vor einer Wissenschaft als Zerstörerin der Wahrheit nicht zeigen; die Wahrheit ist unüberwindlich. Adolf Jülicher

---

Was heißt „Wesen des Christentums"?

6. Subjektivität und Objektivität in der Wesensbestimmung*)

Es wird nunmehr deutlich sein, daß die methodologische Frage aufwerfen nicht umständliche und zwecklose Scholastik treiben heißt, sondern daß ihr Verständnis und ihre Beantwortung ebenso entscheidend ist für das Problem wie die wirkliche exakte und quellenkritische Kenntnis der Geschichte des Christentums. Wer dem Buche Harnacks und den verwandten Bemühungen vorwirft, sie seien unhistorisch, weil sie nicht bei früheren historischen Formen des Christentums stehen bleiben, sondern auch das Christentum der Gegenwart und Zukunft entwerfen, der sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht. Denn es liegt ja doch klar zu Tage, daß alle diese Arbeiten aus wirklicher innerer Auseinandersetzung mit der Geschichte geboren sind, daß der Geist solcher Theologie ganz durchdrungen ist von dem Bemühen, aus dem geschichtlichen Objekt zu lernen. Die Ausschaltung persönlicher Meinungen und Wünsche, die ganze Hingebung an das eigentümliche und konkrete Objekt ist ja die eigentliche Leistung unserer historischen Theologie; und, indem sie das thut, will sie ja nur den Geist der Sache selbst erfassen, ihn ganz auf sich wirken lassen und gerade durch das ganz sachlich erfaßte Gegebene das eigene religiöse Verständnis ausweiten, vertiefen, von Vorurteilen und Begrenztheiten der zufälligen Erziehung und Neigung befreien. Das ist bei uns Allen ein Hauptzug in unseren historischen Studien, und wir Alle können erfahrungsgemäß sagen, daß unsere Anschauung vom Bleibenden und Wesentlichen im Christentum durch diese historische Vertiefung, durch diese Erweiterung des Selbstbewußtseins zum Gemeinbewußtsein, der eigenen Erfahrung zur Gesamterfahrung der Christenheit und der religiösen Menschheit, ganz innerlich und grundsätzlich bedingt und thatsächlich überaus lebendig befruchtet ist. Andererseits ist es aber doch auch nur selbstverständlich, daß die Frage der Verwertung dieses historischen Gewinnes durch die allgemeine Klärung über Wert und Bedeutung des Christentums für Gegenwart und Zukunft hindurchmuß, und daß die hierbei zu gebende Wesensbestimmung vor allem das ausspricht, was für Gegenwart und Zukunft aus der Vergangenheit sich ergiebt. Eine Wesensbestimmung, die von der dauernden Lebenskraft des Christentums überzeugt ist und sich dieser Aufgabe entschlägt, wäre völlig sinnlos. Das hieße schwimmen wollen, ohne ins Wasser zu gehen.

Aber das allerdings ist richtig, daß die Wesensbestimmung ein überaus kompliziertes und vielfach bedingtes Unternehmen ist. Das Wesen ist eine intuitive Abstraktion, eine religiös-ethische Kritik, ein beweglicher Entwicklungsbegriff und das für die gestaltende und neuverknüpfende Arbeit der Zukunft einzusetzende Ideal. Die Wesensbestimmung ist die Krone der historischen Theologie, die Vereinigung des historischen Elementes

*) Vgl. Nr. 19, 21, 23, 25, 28: 1. Aus der litterarischen Diskussion über Harnacks Wesen des Christentums; 2. Die Voraussetzungen des Wesensbegriffs; 3. Das Wesen als Kritik, 4. als Entwicklungsbegriff, 5. als Idealbegriff. D H

mit dem normativen der Theologie, und das ist nicht zum mindesten der Zauber an dem Harnackschen Buch, daß es die Arbeit des ungewöhnlich erfolgreichen Historikers mit der charaktervollen Auseinandersetzung des Christen gegenüber den verschiedenen anderen Strömungen des religiösen und irreligiösen Gedankens verbindet. Darin hat es das Problem richtig bezeichnet und zu seiner Lösung einen hoffnungsreichen Beitrag geliefert.

Die Kompliziertheit des Problems darf uns nicht befremden. Das Problem, mit dem wir es derart zu thun haben, ist kein anderes als das große, allgemeine Problem des Verhältnisses von Historie und Normen überhaupt. Wo Sitte und Ueberlieferung einen Gedanken zu alleiniger Herrschaft gebracht haben, also in den streng nationalen und polytheistischen Kulturen, da fehlt es so gut wie ganz oder ist es mit kleinen rationellen Korrekturen an der Ueberlieferung erledigt. In internationalen und in den auf eine propagandistische Weltreligion aufgebauten Kulturen kann es nicht ausbleiben. Hier sind denn auch von den ersten Konflikten ab die Hauptlösungsversuche ausgearbeitet worden: die rationalistische Lösung, die ein natürliches überall übereinstimmendes Urteil der denkenden Individuen über das, was sein soll, voraussetzt und die Historie als mehr oder minder getrübte Ausführung dieses Ideals betrachtet; die supranaturalistische Lösung, welche in einer an der Form ihres Geschehens, das heißt am Wunder, erkennbaren Autorität, an göttlichen Offenbarungen und Institutionen, die normative Wahrheit erkennt, der die Historie nach Kräften nachkommen mag und die der weltlich-sündige Sinn des hochmütigen Menschen gerne verkennt; schließlich die modernste Lösung, die idealistisch-entwicklungsgeschichtliche, die zwar von der Historie ausgeht und aus ihr erst die Normen gewinnt, aber dies dadurch erreicht, daß sie in der Historie die notwendige Auswirkung einer objektiven, den Individuen übergeordneten und in der Geschichte der Gattung sich stufenweise offenbarenden Vernunft sieht und durch ihre Abstraktion diese Vernunft aus der Historie herausliest. Alle diese Lösungsversuche haben natürlich ihr Korn Wahrheit. Die rationalistische Lösung verlangt mit Recht, daß lediglich eine gegenwärtige innere Ueberführung von der Wahrheit eines Gedankens entscheidend sein könne; aber sie verkennt die historische Bedingtheit aller Wahrheiten, denen wir gegenübertreten, und die historische Bedingtheit der Bedürfnisse und Seelenzustände, in denen wir zur Zustimmung uns gedrängt fühlen. Die supranaturalistische Lösung erkennt mit Recht die Gebundenheit des schwachen, irrenden und kurzsichtigen Durchschnittsmenschen an die Autorität großer originaler Hervorbringungen, aber sie vermag eine äußere Abgrenzung dieser Autorität vom übrigen menschlichen Leben durch das Wunder nicht durchzuführen und die Unveränderlichkeit, die einer solchen göttlichen Wunderwahrheit zukäme, im Leben nicht zu behaupten. Der entwicklungsgeschichtliche Idealismus schließlich strebt bewußt nach dem, worauf es ankommt, nach einer inneren Vereinigung des Historisch-Thatsächlichen und des Rational-Notwendigen; aber seine Behauptung, daß diese in der Vernunft der Wirklichkeit vorliege und aus ihr von der Abstraktion abgelesen werden könne, ist ein monistisches Vorurteil, das weder mit der Thorheit, Sünde und Trägheit der Menschen, noch mit der irrationalen schöpferischen Thatsächlichkeit der historischen Erscheinungen rechnet. Die Unhaltbarkeit dieser Lösungen hat eine Kritik von Jahrhunderten immer von neuem dargethan. Dann aber bleibt keine andere Lösung, als die den bisherigen Betrachtungen zu Grunde liegende: die Lehre von einer immer neuen, rein thatsächlichen und irrationalen Verknüpfung des als notwendig und wahr Erkannten mit der historischen Ueberlieferung und Erfahrung. Jede große Gedanken- und Wertbildung ist eine individuelle schöpferische That, die aus dem Besitz und Erwerb der bisherigen Thaten hervorgeht und diesen Besitz nach bestem Wissen und Gewissen so fortbildet, daß in der neuen Wertbildung der Erwerb der Vergangenheit mit der persönlichen Ueberzeugung, die Notwendigkeit eines in der Entwicklung treibenden Gedankens und die persönliche Erfassung und Gestaltung dieses Gedankens, zu einem neuen Ganzen zusammenfließen. Dieses neue Ganze wirkt fort, um dann auch seinerseits derart in einer neuen Verknüpfung umgestaltet zu werden. Es handelt sich überall um Hingabe an das bereits Erworbene und um Neuschöpfung des Zukunftswertes aus einer persönlichen Aneignung des Erworbenen. Das Objektive liegt nicht bereit, um jedesmal einfach aufgenommen zu werden, sondern es wird jedesmal neu geschaffen und hat seine Verbindlichkeit in dem Ineinander des historischen Besitzes und der persönlichen gewissensmäßigen Fortbildung und Umwandlung. Dies Objektive erfordert den Mut des Glaubens an seine Objektivität und besteht in solcher immer neuen That. „Im Anfang war die That", wie Faust sagt. Es ist zugleich der „Mut des Denkens", von dem Hegel spricht, und der im Grunde doch nichts Andres bedeutet als die Zuversicht der wohl erwogenen That, in ihrer momentanen Gestaltung den notwendigen Vernunftgehalt der Wirklichkeit und des geschichtlichen Werdens persönlich zu ergreifen. Aber solche Thaten mit beherrschender Wirkung sind selten, wie die großen heroischen Seelen überhaupt, und für die große Mehrzahl der Menschen bleibt nur ein durch die Aufrichtigkeit innerer Hingebung und leise individuelle Anpassungen gemilderter Autoritätsglaube.*)

Aber ist das nun nicht in Wahrheit doch ein ganz gefährlicher Subjektivismus? Ist das nicht eine Preisgebung des Wesens des Christentums an ganz individuelle und verschiedenartige Deutungen, die auf Grund einer solchen Lehre sich alle für richtig halten können? Und kommt nicht ein solcher Subjektivismus in seiner unheilvollen Wirkung darin zum Ausdruck, daß er die christliche Gemeinschaft aufhebt und ganz individuellen Zurechtlegungen des Christentums preisgiebt? Giebt es bei ihm auch nur überhaupt eine Sicherheit dafür, daß Jemand in seiner Wesensbestimmung die Gedanken des Christentums festhält, und daß er nicht in Wahrheit bloß eine irgendwie christlich angeregte Religionsphilosophie oder neue Religion verkündet?

Auf diese Fragen ist zum Schluß noch eine Antwort nötig.

Was zunächst den Subjektivismus im Allgemeinen anbetrifft, so ist allerdings nicht zu leugnen, daß mit einer solchen Theorie prinzipiell dem Subjektivismus Thür und Thor geöffnet ist. Allein darin ist schwerlich ein Schaden zu finden. Denn die verschiedene individuelle Auffassung des Wesens, also die Begründung auf die subjektive Ueberzeugung, ist thatsächlich doch auch da herrschend, wo man ihn in der Theorie trefflich auszuschließen weiß. Alle Versuche, unabänderliche Normen zu begründen, ändern Nichts daran, daß in Wahrheit doch Jeder die Norm auf eine andere Weise auffaßt. Das ist auf dem Boden des Protestantismus bei der Voraussetzung des Rechtes einer Kritik der geschichtlichen Entwicklung gar nicht anders möglich. Was aber so ein unumgänglicher Thatbestand ist, das versucht man besser nicht zu leugnen, sondern erkennt es lieber frei und offen an. Je weniger Arbeit man auf den Selbstbetrug verwendet, mit Hilfe dessen man jenem Subjektivismus theoretisch entrinnen könnte, umso mehr bekommt man die Hände dafür frei, ihn praktisch einzugrenzen und ungefährlich zu machen. Denn es handelt sich ja nicht um den Subjektivismus beliebiger Willkür, der Alles für das Wesen halten dürfte, was ihm gerade einleuchtet. Es handelt sich vielmehr um eine Urteilsbildung, die aus dem gewissenhaftesten und umfassendsten historischen Studium, aus dem wirklichen Streben, von der Realität der Geschichte zu lernen, hervorgeht. Diese historische Arbeit liegt in einer zusammenhängenden Anschauung ernster und ruhiger Gelehrten vor, die sich beständig in ihren Gegensätzen korrigiert und auf eine übereinstimmende Auffassung der Geschichte hindrängt. Da sind also doch Garantieen vorhanden, daß das Urteil zusammenhängende und übereinstimmende Voraussetzungen hat, und daß die ernste gewissenhafte Absicht, die hieraus für die Gegenwart sich ergebende Wahrheit zu finden, auch zu übereinstimmenden Resultaten führen werde. Dazu kommt ja auch, daß, wie schon mehrfach hervor-

*) Auch hier bitte ich auf die genauere fachwissenschaftliche Untersuchung verweisen zu dürfen über „Geschichte und Metaphysik" in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1896.

gehoben, die Wesensbestimmung nicht Sache jedes Beliebigen ist. Die Meisten haben nicht entfernt das Zeug dazu. Es sind ganz von selbst nur einige wenige von Meistern ausgesprochene Leitgedanken, die dann die Anderen in ihre Bahn zwingen, und je gewissenhafter und eindringender einer ein Urteil zu gewinnen versucht hat, um so mehr wird er hoffen dürfen, daß er damit auch eine Anderen sich bewährende Erkenntnis ausgesprochen habe. So ist denn auch in der That der Unterschied der einander entgegenstehenden Wesensauffassungen keineswegs allzugroß. In Wahrheit bleibt der Hauptunterschied doch der, ob einer das Wesen auf Grund von Autorität und Wunder oder aus der Geschichte als die leitende geistige Kraft erkennen will. Aber innerhalb der letzteren Gruppe ist eine Verständigung über die Haupterscheinungen nicht allzufern. Soweit dabei dann freilich doch ein letzter Rest eines ganz persönlichen Subjektivismus bleibt, soweit die Wesensbestimmung immer zugleich Wesensgestaltung bleibt, so ist das nicht bloß kein Schade, sondern es ist ein Erfordernis der Religion selbst. Die Religion ist nicht Aneignung von Lehren über vergangene Dinge, sondern gegenwärtiges Innewerden der erlösenden Gegenwart und des heiligenden Waltens Gottes, Alles das vermittelst der Historie, aber doch eine neue Wirklichkeit, die Entstehung eines neuen Lebens, eine Schöpfung in der Gegenwart. Wir müssen lernen, die Autorität mehr in uns, als außer uns zu haben, uns mehr der schöpferischen und Gegenwartsfragen lebendig beantwortenden Kraft der Religion anzuvertrauen. Freilich nicht in dem Sinne, als sollten lediglich die Einfälle eines kurzsichtigen und sündigen Menschen neue Wahrheiten hervorbringen, aber in dem Sinne, daß wir dem in der Geschichte an uns kommenden Christus die Kraft zur Schaffung neuen Lebens auch in uns zutrauen. Das Prophetische in der Religion gehört nicht bloß der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart an, wie Bonus mit Recht mehrfach ausgeführt hat. Wo wir gewiß sind, daß uns der Geist Christi durch die Geschichte hindurch ein neues Wort sagt, brauchen wir uns nicht schämen einzugestehen, daß es ein neues Wort ist.

Ebensowenig hebt ein solcher Subjektivismus die religiöse Gemeinschaft und die Kirche auf. Freilich Eines schließt er aus, das ist die Kirche in dem Sinne einer Gemeinschaft des Glaubens an rechtlich verpflichtende unabänderliche Dogmen. Aber diesen Sinn der Kirche hat nicht er aufgelöst, sondern die aus viel allgemeineren Gründen erfolgte Auflösung jedes Dogmenzwanges hat erst zu den Bemühungen um die Wesensbestimmung geführt. Die Wesensbestimmung sucht gerade diejenige innere Einigung und Verständigung herbeizuführen, die nach Zersetzung der Autorität der Dogmen allein möglich ist. Sie baut in einer neuen Weise dasjenige auf, was in der alten Form unmöglich geworden ist. Und sie will es so aufbauen, daß bei der Anerkennung des Wesens, der Hauptsache, recht verschiedene Ansichten im Einzelnen und eine recht verschiedene Stellung zum Dogma frei bleiben können. Dem wirklich frommen Menschen bleibt der Anschluß an die Frömmigkeit und die Thaten der Väter, die Teilnahme am gemeinsamen Gebet der Gemeinde, die Belebung aus der Stärke eines Gemeingeistes ein tiefes Bedürfnis. Und da ermöglicht ihm gerade eine tiefe und weitherzige Auffassung des Wesens, das Gemeinsame auch in sehr fremden dogmatischen und institutionellen Erscheinungen zu fühlen, den doktrinären Gegensatz hinter die Einigkeit in Gefühl und Stimmung zurückzustellen, und Erbauung und Stärkung auch in dem zu gewinnen, was zunächst fremd und abstoßend wirkt. Harnack bezeichnet mit Recht sein Büchlein als ein Werk des Friedens und der Einigung, und, wenn es auch auf die offizielle Kirche nicht in diesem Sinne gewirkt hat, so hat es doch unter den unklaren und gegen das Priestertum mißtrauischen Christen Tausende geeinigt und der christlichen Gemeinschaft wieder näher gebracht. Es ist gewiß richtig, daß mit einer solchen wissenschaftlichen Anschauung Kirchen nicht gegründet werden. Zur Gründung ist ein einfacher und energischer Autoritätsglaube nötig. Aber die Gründungen wachsen in die Zeiten der Reflexion und der wissenschaftlichen Auseinandersetzungen hinein, und dann sind sie ohne eine ruhige wissenschaftliche Arbeit nicht mehr lebensfähig. Die zu ihrem Leben dienende Arbeit wird dann aber gerade in der Erkenntnis des Wesens bestehen, in dessen freier Latitüde eine sehr verschiedene Stellung möglich wird und Alle zu gemeinsamer Duldung und gemeinsamem Fortschritt geeinigt werden können. Gerade der relative Subjektivismus der Wesensbestimmung vermag einigend zu wirken, und die bestehende historische Gemeinschaft wird wiederum diesen anschlußbedürftigen Subjektivismus stets an die historischen Kräfte heranholen.

Das letzte Bedenken ist, ob mit einem solchen Subjektivismus noch irgendwelche Gewähr für die Einhaltung der Kontinuität des christlichen Gedankens gegeben ist, ob man mit einer solchen Wesensbestimmung nicht unvermerkt aus dem Christentum heraus und in eine neue, mit dem Christentum nur lose zusammenhängende Religion hinein geraten könne. Dagegen läßt sich nun freilich von vornherein kein Mittel angeben. Es ist nicht zu verhindern, daß, wer sich in Gefahr begiebt, auch darin umkomme. Aber wir suchen ja diese Gefahr nicht leichtsinnig, sondern die religiöse Krisis der Gegenwart treibt uns in diesen Kampf, und, wer mit einem tiefen inneren Erfahrungseindruck von der Kraft christlicher Erlösungszuversicht und der Reinheit christlicher Sittlichkeit in diesen Kampf der Geister geht, der wird ja auch hoffen, daß in ihm sein Besitz sich befestige und kläre. Und dabei ist Eines sicher, daß Jeder, der in seine Wesensbestimmung ein religiöses Zukunftsideal aufnimmt, das mit den Grundideen des historischen Christentums innerlich unverträglich ist, dessen früher oder später inne werden und dann seine neue Auffassung gegen das Christentnm abgrenzen und von der christlichen Gemeinde sich zurückziehen wird. Die Menschen, die sich um diese Dinge bemühen, sind bei allen Fehlern, die sie haben mögen, doch wirklich wahrheitsdurstige Menschen, und eine solche innere Unmöglichkeit würde sich ihnen nicht lange verbergen. Wie aber so die Einsicht in die Abbrechung der Kontinuität nur aus der inneren Durchdenkung und Durchlebung hervorgehen kann, so kann auch die Gewißheit um die Behauptung der Kontinuität nur auf der inneren persönlichen gewissenhaften Ueberzeugung beruhen, daß man in seiner Auffassung vom Wesen des Christentums dessen echte und wirkliche Gedanken in sich aufgenommen und für die Gegenwart geformt habe. Wem sich diese Gewißheit im dauernden Anschluß an die Gemeinde, im eigenen religiösen Leben, im Gebet und in der sittlichen Arbeit bestätigt, der darf der Einhaltung der Kontinuität sicher sein. Einen zum Voraus fertigen Maßstab für die Einhaltung der Kontinuität giebt es nicht. Das ist gerade das Lebendige und Schöpferische an der Religion, daß ihre Kontinuität sich nur in dieser beständigen Neuformung behauptet. Die Christlichkeit ist behauptet, wenn man in Christo den Vater Jesu Christi für sein tägliches Kämpfen und Arbeiten, sein Hoffen und Leiden gegenwärtig hat; ob und wie man ihn aber gegenwärtig habe, darüber entscheidet nur die eigene Erfahrung und innere Gewißheit, die Art, wie man die Kontinuität der Ueberlieferung selbständig fortbildet oder seine Selbständigkeit aus der Hingabe an die Ueberlieferung begrenzt.

Diese Sätze zeigen unsere Stellung gegen einen der schwersten Angriffe der letzten Zeit auf die Christlichkeit des Wesens des Christentums, wie sie Harnack und seine Freunde und Schüler verstehen. Eduard von Hartmann, der schon früher die sogenannte liberale Theologie als Selbstzersetzung des Protestantismus bezeichnet hat, will die „Links-Ritschlianer", also vor allem Harnack und seine Gesinnungsverwandten, nicht mehr als Christen gelten lassen. Ihr Wesen des Christentums sei Preisgebung des Christentums, und ihre Christlichkeit sei eine auf Erziehung nnd Gefühlsbedürfnisse begründeter Selbstbetrug. Das, was sie als Christentum behaupten, sei ihre moderne religiöse Ueberzeugung, die mit dem wirklichen Geist des Christentums nur lose zusammenhänge und sich um so ängstlicher an einzelne zufällige historische Beweisstücke anklammere. Die Begründung, die Hartmann dieser Ansicht giebt, ist ebenso lehrreich für die ganze Frage nach dem Wesen des Christentums, wie für die Frage nach der Behauptung seiner Kontinuität. Für ihn liegt in einem rein historischen

Sinne das Wesen des Christentums im Gott-Menschheits-Gedanken, wobei er diesen Gedanken in einem pantheistischen Sinne der Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes deutet und ihn für die große Idee des Christentums erklärt, die nur der Ablösung von dem Mythos der Inkarnation Gottes in Jesus und der Beseitigung aller theistisch-persönlichen Züge aus dem Gottesbegriff bedürfe, um die Religion der Zukunft befruchten zu können. Das heißt aber ganz deutlich, daß auch Hartmann als Wesen nur das anerkennen will, was in seinen Augen eine relativ bleibende Bedeutung hat; auch bei ihm ist das Wesentliche das für die Zukunft Wertvolle, wie er es versteht. Aber weil dieses Bleibende für ihn nur bei Beseitigung wesentlicher Gedanken des historischen Christentums, der Offenbarungsbedeutung Jesu und der Personhaftigkeit Gottes, seine volle fernere Bedeutung erlangen kann, darum ist für ihn das Christentum doch im Ganzen eine abgelaufene Periode und sind die, die nicht einmal den Gott-Menschheits-Gedanken zum Zentrum machen, sondern einen an sich und für die Zukunft bedeutungslosen moralistischen Deismus sich durch äußerlich-historische Anknüpfung an einzelne Worte Jesu als Wesen des Christentums einreden, gänzlich aus der Kontinuität des Christentums gewichen. — Dem gegenüber ist aber sowohl unsere historische Auffassung als unsere religiöse Position eine ganz andere, und zwar beides im engsten Zusammenhang. Wir sehen im Glauben an den Gott-Menschen die kirchliche Formulirung des Glaubens an eine göttliche Offenbarung und Autorität in Jesus und halten die Hartmannsche Auffassung des Gott-Menschheits-Gedankens für eine ganz unchristliche pantheistische Fruktifizirung kirchlicher Lehren. Der Glaube an Jesus aber ist uns die Voraussetzung für das Wesentlichste am Wesen des Christentums, für den Glauben an den lebendigen, schaffenden, erlösenden und heiligenden Gott, der zu uns in ein personhaftes Verhältnis tritt. Damit glauben wir gegenüber Hartmann objektiv-historisch das Christentum richtiger zu verstehen und persönlich-religiös die Kontinuität mit ihm gerade im Wesentlichen zu wahren. Wer von uns Beiden Recht hat, das kann kein außer uns vorhandenes Tribunal entscheiden. Wie Hartmann innerlich überzeugt ist, daß das Christentum zu Ende ist, so sind wir innerlich überzeugt, daß es heute, wie je, der einzige Halt des in der Welt verwirrten Menschen ist. Dieser Unterschied der Ueberzeugung macht die Hauptdifferenz aus, und sie ist mit historischen Argumentationen allein nicht zu entscheiden, obwohl die historische Betrachtung dafür ernstlich mit in Betracht kommt. Es ist eben eine Wechselwirkung der Begriffe: die historische Auffassung wirkt auf die Ueberzeugung und die Ueberzeugung auf die historische Auffassung. Das heißt aber, daß die Einhaltung der Kontinuität mit rein historischen Beweisen überhaupt nicht zu erledigen ist, sondern nur durch das Bewußtsein um die Verbindung gewissenhafter historischer Hingabe und persönlich religiösen Urteils bewährt werden kann. Wer diese Verbindung ernstlich vollzogen zu haben und an sich bewährt zu haben gewiß ist, der darf auch Hartmann gegenüber von der Einhaltung der Kontinuität überzeugt sein. In der Ueberzeugung von seiner Christlichkeit wird er dann überdies von selbst noch bestärkt werden durch den überlegenen Hohn, den Hartmann und verwandte Monisten über seinen „persönlichen" Gott ausgießen. Sie verurteilen damit das „Wesen des Christentums".

Es ist ein schönes Wort Zinzendorfs, das ich freilich nur im Gedächtnis gemäß einer Erinnerung aus Ritschls Kolleg gegenwärtig habe: „Zum Glauben gehört Wagnis und viel Treue." Das gilt vom Glauben im Allgemeinen, es gilt insbesondere von der Bestimmung des Wesens des Christentums. Viel Treue in der historischen Versenkung und Hingabe, vor allem in der Hingabe an Jesus, aber auch das Wagnis, aus dem Historischen die lebendige Idee für die Gegenwart hervorzuholen und es mit dem Mut des in Gott gebundenen Gewissens in die Gedankenwelt der Gegenwart hineinzustellen: das macht die Arbeit am Wesen des Christentums aus. Bei dem Einen ist vielleicht mehr Treue, bei dem Anderen mehr Wagnis, aber die innerste Verbindung von Beidem, das ist das Ideal.

Troeltsch

Nietzsches Anklage gegen Paulus

2. Der neue Mensch

Nicht minder herb wie Nietzsches Urteil über Sauls Bekehrung ist seine Kritik des neuen Menschen, der in jener Stunde von Damaskus geboren ward:

> Die ungeheuren Folgen dieses Einfalls, dieser Rätsellösung wirbeln vor seinem Blicke, er wird mit einem Male der glücklichste Mensch, — das Schicksal der Juden, nein, aller Menschen scheint ihm an diesen Einfall, an diese Sekunde des plötzlichen Aufleuchtens gebunden, er hat den Gedanken der Gedanken, den Schlüssel der Schlüssel, das Licht der Lichter; um ihn selber dreht sich fürderhin die Geschichte! Denn er ist von jetzt ab der Lehrer der Vernichtung des Gesetzes! . . Mit Christus Eins geworden — das heißt, auch mit ihm der Vernichter des Gesetzes geworden; mit ihm gestorben — das heißt, auch dem Gesetze abgestorben! . . . . Jetzt ist das Gesetz tot, jetzt ist die Fleischlichkeit, in der es wohnt, tot — oder wenigstens in fortwährendem Absterben, gleichsam verwesend. Noch kurze Zeit inmitten dieser Verwesung! — das ist das Loos des Christen, bevor er, Eins geworden mit Christus, aufersteht mit Christus, an der göttlichen Herrlichkeit teilnimmt mit Christus und „Sohn Gottes" wird gleich Christus. — Damit ist der Rausch des Paulus auf seinem Gipfel, und ebenfalls die Zudringlichkeit seiner Seele, — mit dem Gedanken des Einswerdens ist jede Scham, jede Unterordnung, jede Schranke von ihr genommen, und der unbändige Wille der Herrschsucht offenbart sich als ein vorwegnehmendes Schwelgen in göttlichen Herrlichkeiten. — Dies ist der erste Christ, der Erfinder der Christlichkeit! Bis dahin gab es nur einige jüdische Sektierer.

An einer anderen Stelle (S. 182) vergleicht er ihn mit Frau von Guyon und erhebt dabei denselben Vorwurf:

> Da steht Frau von Guyon unter ihresgleichen, den französischen Quietisten: und Alles, was die Beredtsamkeit und die Brunst des Apostels Paulus vom Zustande der erhabensten, liebendsten, stillsten, verzücktesten Halbgöttlichkeit des Christen zu erraten gesucht hat, ist da Wahrheit geworden und hat dabei jene jüdische Zudringlichkeit, welche Paulus gegen Gott hat, abgestreift, dank einer echten, frauenhaften, feinen, vornehmen, altfranzösischen Naivetät in Wort und Gebärde.

Auch hier kann man Nietzsche nicht wie so vielen modernen Gegnern des Christentums den Vorwurf machen, er kenne das gar nicht, was er tadele. Es ist auch richtig, daß bei Frau von Guyon das Erleben Gottes weicher, feiner und frauenhafter ist als bei Paulus; es ist aber auch um ebensoviel unsicherer und schwankender, es ist katastrophendurchzogen und voll von schweren Schwächenanwandlungen. Ebenso macht es bei weitem mehr den Eindruck des Krankhaften als bei Paulus. Frau von Guyon lebt eigentlich fast nur in abnormen Zuständen, jedenfalls lebt sie von ihnen, und für die ganze Zeit ihres frommen Lebens gilt, was Kerner von der „Seherin von Prevorst" schreibt: sie macht den Eindruck eines schon gestorbenen und zwischen Diesseits und Jenseits schwebenden Menschen, so hochgradig ist ihre nervöse Erregtheit. Paulus macht trotz der Anfälle „des Satansengels" und trotz seiner Visionen dagegen durchaus den Eindruck eines gesunden Mannes in der Vollkraft seiner Jahre, den nicht Gefahren zu Wasser und zu Lande, nicht Strapazen und Entbehrungen, nicht Kasteiungen und grausame Strafen aus der Bahn zu werfen vermögen:

> Sie sind Christi Diener? — So sage ich im „Wahnwitz": ich noch mehr: mit zahlreicheren Gefangenschaften, mit Schlägen darüber hinaus, mit vielmaligen Todesnöten. Von Juden habe ich fünfmal die 39 Geißelhiebe empfangen, dreimal habe ich Rutenstreiche erlitten, einmal ward ich gesteinigt, dreimal erlitt ich Schiffbruch, vierundzwanzig Stunden war ich der Wellen Spiel. Mit vielfachen Wanderungen, mit Gefahren von Flüssen, von Räubern, von meinen Leuten und von Heiden, Gefahren in der Stadt, Gefahren in der Wüste, Gefahren in der See, Gefahren unter falschen Brüdern, mit Mühen und Beschwerden, mit Nachtwachen vielmal, mit Hunger und Durst, mit Fasten vielmal, mit Kälte und Blöße. 2. Kor. 11, 24 ff.

Nirgendwo findet man bei Paulus solche unendlichen Stimmungsschilderungen wie bei Frau von Guyon. Knapp, klar und scharf, männlich und fest, klug und verständig, ernst und trotzig ist des Paulus Wesen und das Wesen seiner Frömmigkeit, trotz seiner Verzückungen. Uebrigens sind diese keineswegs sehr häufig gewesen; er lebt nicht wie die Quietistin von ihnen und empfindet die ruhigen Stunden seines Lebens nicht als schlimme, gottferne Unterbrechung eines nur der Kontemplation und der Ekstase gewidmeten Lebens. Er hat gewiß viel in der ekstatischen Sprache der „Zungenrede" gesprochen, „mehr als

die Andern alle" 1 Kor. 14, 18, aber er muß schon vierzehn Jahre zurückgehen, um auf so hohe Gemütszustände wie jene Verzückungen ins Paradies und in den dritten Himmel zu treffen 1 Kor. 12, 2 ff. Gewiß ist die Frömmigkeit des Paulus verwandt mit der jener verzückten Schwärmerin; aber sie ist mehr als Verzückung, sie ist stetes, ruhiges, beglücktes, tapferes Leben im Geist oder in Christus.

Aber eben das nennt ja Nietzsche eine Zudringlichkeit gegen Gott, die jede Scham vermissen lasse. Nun ist die Formulierung des Gedankens, wie sie an der zuletzt zitierten Stelle auftritt, sehr unglücklich. Denn nur ganz selten spricht Paulus von einem Leben in Gott. Nicht eine echt jüdische Zudringlichkeit gegen Gott hat Paulus, sondern eine echt jüdische Ehrfurcht vor Gott. Eine Ehrfurcht, die das Gefühl, das andere Völker ihren Göttern gegenüber hatten, bei weitem übersteigt, indem es in der Gottheit den erhabenen, allem Menschentum an Kraft und Fülle weit überlegenen Willen anbetet, der zu retten vermag und zu verdammen in die Hölle. Niemals konnte der Jude auf den Gedanken Senekas kommen, die Götter „auf gleicher Höhe neben sich" zu sehen. Nichts liegt Paulus ferner. Eher ist sein Gott in eine so furchtbare Höhe gerückt, daß er uns erschrecken könnte, wie wir noch sehen werden.

Vielleicht aber ist es unrecht, so am Worte zu kleben. Man könnte zu Gunsten Nietzsches einwenden, es sei gleichgiltig, ob Paulus von Gott oder seinem Geiste oder von dem Christus spreche: die „Zudringlichkeit", die Ueberhebung sei dieselbe. Das ist jedoch keineswegs der Fall; denn der Glaube, daß der Geist Gottes den Menschen ergreife, daß ein neues, gewaltiges Leben aus der Höhe über den Menschen komme, war ein uralter Glaube in Israel; mit diesem Gedanken umschrieb man bestimmte Erlebnisse, wie jene Ekstasen und Verzückungen, die doch nun einmal da sind und nicht gemacht werden, sondern den Menschen „überfallen", wie die Gedanken und Erkenntnisse, die Empfindungen, Gefühle und Träume. Darin, daß für Nietzsche diese Anschauungen der Zeit gar nicht existieren, liegt aber die große Ungerechtigkeit gegen Paulus, die er immer wieder begeht. Es fehlt ihm der rechte historische Sinn, die Geduld, sich in das Weltbild, in die Anschauungen der Andern hineinzudenken. Was Paulus bewegt hat in jener entscheidenden Stunde seines Lebens, war die Sehnsucht seiner Seele nach Reinheit und Güte, nach einem vollen, ganzen und wahrhaftigen Leben, nach der Gewißheit, daß ihm Gott seine Schuld vergeben und ihn aus dem sichern Verderben retten wolle. Diese Sehnsucht hat sich ihm in jener Stunde, als ihm das böse Gewissen den unschuldig Verfolgten als den im Himmelsglanz Lebenden zeigte, in die fröhliche Gewißheit gewandelt, daß Gott ihn gewürdigt habe, gerettet zu werden, einfach weil er solches erleben durfte. Psychologisch angesehen, hat die Güte seines Wesens als böses Gewissen den Sieg erfochten über seine bisherige Anschauung von Gott und dem Heilsweg. Auch ihm ging auf, daß Gott, wenn er gerecht wäre, sich selbst vernichten würde und müßte. Das Gesetz kann nicht das letzte Wort seines Willens sein. Nicht Zudringlichkeit und nicht Herrschsucht ist es, was ihn glauben läßt, daß ein neues, aus dem Himmel stammendes Leben in ihm angebrochen sei, sondern eine Thatsache, die nämlich, daß in ihm ein anderes Innenleben in Wirklichkeit begonnen hat: er sucht nicht mehr, auf sich selbst zu stehen, mit seiner Tugend und seinen Werken Gott die Anerkennung abzuzwingen, daß er gerecht sei; sondern er hat Alles empfangen: gerade als er an sich selbst verzweifelte, ist es über ihn gekommen, daß Gott sich seiner annahm, daß er ihm seines Sohnes Geist ins Herz sandte, damit er jetzt sagen könne Abba, Vater! und sich nicht wieder zu fürchten brauche vor dem gerechten Gott. Man hat also umgekehrt zu sagen: es ist Demut, tiefe Demut, was der Apostel fühlt, indem er nicht sich selbst, sondern einem Höheren zuschreibt, was da aufgeblüht ist in seinem Herzen. Und es ist nicht die falsche Demut, die so oft christlich genannt wird und die so viel von Demut redet, sondern es ist echte Demut, die als Stolz und Kühnheit nach außen hin auftritt. Gewiß erstrebt der Mensch in der Religion „Herrschaft", nämlich die feste Gewißheit, daß er über diese Welt hinaustragende Zwecke und Ziele hat, daß sein Leben einen ewigen Wert hat und daß ihm die ganze Welt nicht den „Verlust seiner Seele" aufwiegt. Und jede echte Religion giebt ihm diese Gewißheit, indem sie eine Kraft in die Seele gießt, die den Menschen über sich und sein seitheriges Leben erhebt, die ihn dessen gewiß macht, daß sein Werk und Wollen ein Teil des ewigen Willens Gottes ist und daß er als Mitarbeiter Gottes ein ewiges Leben gewinnt. So wird er ein freier Herr aller Dinge. Aber indem die Religion gerade der großen Menschen diesen Enthusiasmus der Selbstbeurteilung auf ein Wesen außer und über dem Menschen zurückführt, indem sie ihm das neue Leben nur als ein Geschenk Gottes, als ein Leben in Gott giebt, schenkt sie ihm die Demut, ohne welche menschliche Größe ist wie eine Blume ohne Duft. Und indem sie ihn hineinstellt in die Arbeit an dem Werke Gottes, macht sie ihn wieder zu einem dienstbaren Knecht in der Liebe zu den Anderen.

Gerade Nietzsche, der stolze und kühne Mann, hat erfahren, wie dasselbe Erlebnis, wenn es ohne den Glauben an Gott gemacht wird, in Höhen menschlicher Selbsteinschätzung führt, von denen der Fall in ungeheuere Tiefen der Eitelkeit naturnotwendig ist. Auch er hat ja eine Bekehrung erlebt, in der er einen neuen Lebensinhalt erhielt, auch er hat dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß er als Prophet unter sein Volk hinaustreten dürfe und müsse, auch er hat wie jeder Prophet gemeint, „daß um ihn sich fürder die Geschichte drehe", um ihn und um seine „Uebermenschen": aber das wirkt bei ihm so abstoßend und erschreckend, daß er diese Gedanken gedacht hat ohne einen Glauben an Gott. Als maßlose Selbstüberhebung muß es erscheinen, daß er nur von sich selber reden konnte, wenn er von dem Großen sprach, das er zu erleben und Andern zu zeigen sich bewußt war; auch daß er sich als Zarathustra verkleidete, ändert Nichts an der Sache. Man merkt es ihm immer wieder an, daß er sich niemals vor dem Geheimnis in seiner Seele beugte, daß er niemals dankbar die Augen aufschlagen konnte zu Einem, der ihm sein Bestes gegeben hatte. Das hat der Fromme vor dem Nichtfrommen rein menschlich voraus, daß Stolz und Kühnheit ihm nicht zum Fallstrick der Eitelkeit werden, sondern sich ihm in Demut wandeln. Freilich nur echte Frömmigkeit vermag das; unechte ist immer daran zu erkennen, daß sie ihren Mangel an Stolz und Kühnheit für Demut hält.

Es bleibt der letzte Vorwurf: der Rausch in der Seele des Paulus. Merkwürdig, daß Nietzsche ihn erhebt. Sonst sprechen so die Philister und die weisen Leute, die wohl den Rausch des Leibes verstehen, denen der Rausch der Seele aber unheimlich und wahnschaffen ist. Nietzsche kann es nicht als einen Vorwurf gemeint haben, wenn er in den Ruf einstimmt: „Paulus, du rasest!" Dafür war er selbst zuviel Dichter, dafür kannte er zu gut den Rausch der Seele und wußte, daß nur den Seelen das Höchste auf Erden gelingt, die ihn erleben. Aber die Form, in der ihn Paulus erlebte, und der religiöse Hintergrund, auf dem er erwuchs, waren Nietzsche fremd.

Den Andern aber, die, wenn man ihnen den Apostel so zeichnet, den Vorwurf erheben, er sei ein verrückter Schwärmer gewesen, und den sanften Frommen, die den Darsteller um dieses Bildes willen angreifen, muß man entgegenhalten, daß nicht diejenigen des Gottes voll sind, denen es in wohlgesetzten Worten von den Lippen fließt, sondern die, denen es mit „unaussprechlichen Seufzern" das Herz durchzieht, denen es im Stammeln und Jauchzen aus der Seele sprudelt, und daß nicht die Worte menschlicher Redekunst die Seele der Menschen bewegen, sondern der Beweis des Geistes und der Kraft. Begeisterung entzündet sich nur an Begeisterung, nicht an Weisheit; Glaube nur an Glaube, nicht an Logik. Und das ist nur der rechte Glaube, der „wider die Hoffnung auf Hoffnung" sich gründet. Solcher Glaube entsteht aber nur in den Seelen, die wie „voll süßen Weines" sind.

Heinrich Weinel

Zur Eisenacher Konferenz

1

Der Herr Herausgeber der Christlichen Welt hat den Bericht über meinen Vortrag mit einer Bemerkung geschlossen, die mich zur Antwort nötigt, weil es sonst den Anschein hätte, als erkennte ich die wesentliche Richtigkeit des Berichtes an. Ich könnte mich auf den demnächst erscheinenden offiziellen Bericht berufen. Aber wer dem Bericht der Christlichen Welt Glauben schenkte, der würde es sicherlich nicht der Mühe für wert halten, meinen Vortrag zu lesen. Ich bitte daher diejenigen, denen an Verständigung gelegen ist, um einen Augenblick ruhiger Aufmerksamkeit.

Ein Bericht über meinen Vortrag ist der Aufsatz überhaupt nicht, sondern eine Kritik. Wer aber kritisieren will, der muß verstanden haben. Der Referent aber hat mich nicht verstanden, nicht nur nicht im Einzelnen, sondern im Ganzen. Zum Kritisieren hat es ihm vor allen Dingen an leidenschaftslosem Zuhören gefehlt.

1. Ich habe zuerst ausgeführt, man müsse unterscheiden zwischen Rechtfertigung und Vergebung. Den Sinn dieser Unterscheidung hat der Referent nicht verstanden. Das geht am besten aus den recht elementaren Bemerkungen hervor, durch welche er glaubt diesen Gedanken widerlegt zu haben. Wer meint, mit einer heute so selbstverständlichen Bemerkung wie die ist, daß Vergebung nichts Negatives, sondern etwas Positives ist, über die vorliegende Frage Etwas gesagt zu haben, zeigt damit, daß er nicht weiß, worum es sich handelt. Wenn ferner der Referent sagt: „Ich glaube nicht, daß ein schlichter Frommer mehr begehrt als die Vergebung des himmlischen Vaters und damit Leben und Seligkeit" — so zeigt er damit schlagend, daß er nicht begriffen hat, was ich wollte. Denn gerade darum, daß eben der Rechtfertigungslehre noch ein anderes „Begehren" zu Grunde liegt, drehte sich der erste Teil meines Referates. Wie könnte man besser beweisen, daß man nicht verstanden hat, als damit, daß man den Satz, der bestritten wird, als selbstverständlich anführt. Was der Referent als meine Meinung angeführt hat, enthält gerade den Kern der Sache, auf den es mir ankam, nicht. Sein Interesse und damit sein Nachdenken ist da schon befriedigt und erloschen, wo die von mir erwogene Frage sich erhebt.

2. Darum hat der Referent auch meine Ausführung über Jesus und die Rechtfertigungslehre nicht gehört. Mein Satz ist der, daß dieselbe Stellung zum Gesetz, die zur Rechtfertigungslehre des Apostels geführt hat, auch in den Reden Jesu vorliegt, und daß derselbe Theologe, der die Rechtfertigungslehre so unglücklich findet, auch und zwar aus demselben Grunde die Stellung Jesu zum Gesetz eine Täuschung Jesu nennt. Aber das ließ sich mit wenigen Worten klar machen und bei weitem wichtiger sind andere Entstellungen der Rechtfertigungslehre.

3. Der Referent nimmt an, daß, wenn ich gegen irgend Jemanden spreche, dies Jemand aus den Kreisen, in deren Namen er redet, sein müsse. Für Kenner der Theologie des neunzehnten Jahrhunderts brauche ich nicht zu bemerken, eine wie große Bedeutung diejenige Auffassung der Rechtfertigungslehre gehabt hat, nach der das Recht für das rechtfertigende Urteil Gottes im Glauben selber liegt, in seinem moralischen oder religiösen Wert. Der Kundige kennt die Motive dieser Lehre und die große Bedeutung, die sie besonders für die Auffassung des Paulinismus und die Auslegung des Römerbriefes gehabt hat. Eine Geschichte der Auslegung des Römerbriefes in der protestantischen Kirche wäre eine sehr lehrreiche Arbeit. Die Entstehung dieser ganzen Auffassung samt dem dazu gehörigen Glaubensbegriff ist ein lehrreiches Stück Geschichte. Will man die große Bedeutung dieses Gedankens verfolgen, so muß man nicht nur die Dogmatiken, sondern auch die Kommentare, die Reformationspredigten und die Katechismusbearbeitungen daraufhin durchforschen. Ich habe seit Jahren Briefwechsel, Tagebücher und Biographien aus dem neunzehnten Jahrhundert auf ihren religiösen Gehalt hin durchforscht. Hier kehrt nun der Satz, daß es nicht darauf ankomme, **was** man glaube, sondern **daß** man glaube, häufig wieder. Der Referent kennt nun natürlich diese Geschichte des religiösen Gedankens nicht. Das verdenkt ihm auch Niemand, nur erwartet man dann etwas mehr Zurückhaltung in der Kritik. Solche Zuhörer, die die Geschichte der Theologie des neunzehnten Jahrhunderts kennen, haben genau verstanden, wen und was ich meinte. Der Referent dagegen hat offenbar mit der Voraussetzung zugehört, daß er nicht das Ergebnis ernsthafter Arbeit, sondern nur Polemik und zwar nur Polemik gegen die ihm nahestehenden Theologen hören werde, und darum hat er sie gehört. Wer wissen will, wie ich den Glaubensbegriff Ritschls und seiner Freunde beurteile, der findet auch das in dem Vortrag und genauer in einem anderen Vortrag über Glaube und Geschichte (Gütersloh 1895), sowie in dem Schlußkapitel meines Aufsatzes über die Zerstörung des Optimismus durch das Erdbeben von Lissabon (Gütersloh 1901). Hiernach muß ich verlangen beurteilt zu werden. Gegen jede Beurteilung meiner Stellung nach dem Referat in der Christlichen Welt protestiere ich ausdrücklich.

4. Ad vocem Schleiermacher macht der Referent eine Bemerkung, die zeigt, daß er auch diesmal nicht verstanden hat, welche Frage ich erwog. Es handelte sich nicht darum, ob Glaube in der Kirche vorhanden ist oder nicht, sodern darum, ob man den Glauben einfach als Thatsache voraussetzen oder sich seine Erweckung zum Ziele setzen solle. Dabei kommt nicht nur Schleiermacher in Betracht, sondern zwei sehr weit auseinandergehende Richtungen der Kirche und aus sehr verschiedenen Gründen. Ich habe z. B. auch an meinen Lehrer Steinmeyer gedacht, in dessen Homiletik jeder diese Frage und ihre Motive kennen lernen kann.

5. Kein billig denkender Leser wird von mir erwarten, daß ich mich vor dem Referenten wegen meiner Stellung zu Kant verantworten solle. Es ist doch seltsam, daß ich mir von ihm vorschreiben lassen soll, was ich „im Interesse der anwesenden Studenten und Kandidaten" hätte sagen müssen. Mein Vortrag wird zeigen, daß ich mich an dieser Stelle vorwiegend mit den Theologen beschäftigt habe, die die Dogmatik auf das christliche Bewußtsein gründen. Auch darüber habe ich mich an einem anderen Orte so ausführlich ausgesprochen, daß ich nicht nötig habe, mich hier dafür zu verantworten.

Ich will und kann nicht auf alle Einzelheiten eingehen. Einige Mißverständnisse sind so stark, daß ich nur auf meinen Vortrag selbst zu verweisen brauche. Das ganze Referat ist für die kirchliche Lage recht charakteristisch. Angesichts dessen, was ich wirklich gesagt habe, läßt sich eine solche Berichterstattung nur aus der Gereiztheit erklären, die in weiten Kreisen herrscht. Der Wille, einander zu verstehen, und die geduldige Aufmerksamkeit des Zuhörens ist sehr selten. Ich glaube durch meinen Vortrag keinen Anlaß gegeben zu haben, der den Streit noch vermehren könnte. Darum habe ich mir auch die Mühe genommen, zu antworten in der Hoffnung, daß sich unter den Lesern der Christlichen Welt solche finden, die auch Theologen anderer Richtung verstehen.

Halle a. S. — D. Lütgert

2

Erwiderung

Meine Bemerkungen galten weder D. Lütgerts sonstiger theologischer Arbeit, noch allen Ausführungen seines Vortrags. Auch nicht den Partieen, in denen er sich mit den Gemeinschaftsleuten und orthodoxen Dogmatikern auseinandersetzte. Sondern es handelte sich um einige diskutable Sätze, die er grade dort in Eisenach gesprochen hat.

1. „Rechtfertigung ist mehr als Vergebung." D. Lütgert behauptet, ich habe den Sinn dieser Unterscheidung nicht verstanden. Wahr ist nur, daß ich sie als eine wohl den Theologen, nicht aber den schlichten Frommen interessierende Konstruktion **abgelehnt** habe. Daß sie guten Sinn und gutes Recht gehabt hat und haben kann, ist ausdrücklich gesagt worden. Wenn auch D. Lütgert das positive Verständnis der Sündenvergebung als etwas Selbstverständliches hinstellt, so ist er doch auf die Frage, was mehr ist als „Leben und Seligkeit", und wie seine

These sich zum Apostolikum verhalte, die Antwort schuldig geblieben, sowie auf die andre Frage, ob er seinen Maßstab zur Beurteilung von Theorieen auch auf die Rechtfertigungstheorie anwende. — Er scheint übersehen zu haben, daß mein Widerspruch lediglich im Interesse der „Laien"-Frömmigkeit erfolgt ist. Meine Einwände mißachtet er; widerlegt hat er sie nicht. Wenn ich nach seiner Ansicht den Kern seiner Ausführungen nicht erwähnt habe, so hätte er ihn nun anführen sollen; dazu waren ihm diese Spalten ausdrücklich zur Verfügung gestellt. Die immer wiederholte Behauptung, daß ich ihn nicht begriffen habe, kann Niemandem genügen.

2. Seine Ausführungen über Jesu Stellung zum Gesetz habe ich wohl gehört. Eine Erklärung für das Fehlen der Rechtfertigungs*theorie* bei Jesus, wozu die Einsetzung des Abendmahls mit seiner unlöslichen Beziehung auf den Kreuzestod den sichersten Anlaß gegeben hätte, — habe ich nicht gehört. Darauf aber kam es bei der Gegenüberstellung der Reden Jesu und der Lehre des Paulus an.

3. Die Auffassung des Glaubensbegriffes, von der D. Lütgert sub 3 im Anfang spricht, ist mir, da ich Theologie studiert habe, nicht unbekannt. Es handelte sich um den Satz: bei den Modernen kommt es nur darauf an, daß man glaubt, „was man glaubt, ist egal." Wenn D. Lütgert behauptet, diesen Satz bei seinem Spezialstudien gefunden zu haben, so müssen wir das respektieren. Wenn er aber dabei kurzweg von den Modernen redete, zu denen doch die Freunde der Christlichen Welt in erster Linie gerechnet zu werden pflegen, so hatten wir das Recht, jene schillernde, halbwahre Formulierung abzulehnen, die kein moderner Theologe im Ernst vertreten wird. — Was von A. Ritschl gesagt wurde, habe ich wohl gehört und mich der ruhigen, sachlichen Art gefreut, in der er erwähnt wurde. Aber Ritschl und die Modernen sind nicht identisch.

4. Es handelte sich um Schleiermachers Anweisung, zu predigen, „als ob es Gemeinde der Gläubigen gebe." Wenn ich D. Lütgerts Bemerkung, danach „solle die Predigt sich stützen auf eine Illusion", mißverstanden haben sollte, so galt es, dies zu berichtigen. Was er sub 4 sagt, ist keine Berichtigung.

5. Es ist mir nicht eingefallen, Herrn D. Lütgert vorschreiben zu wollen, was er hätte über Kant sagen müssen. Ich habe nur gesagt: *wichtiger* als jene seltsame Bemerkung von einem Verbot Kants wäre ein Fingerzeig zur rechten Wertung Kants gewesen. Das ist ein Urteil, das man bis in die Reihen von D. Lütgerts Freunden teilen dürfte.

Daß Herr Professor D. Lütgert meine Bemerkungen so übelnehmen würde, konnte ich nicht ahnen, zumal er in Eisenach wiederholt auf die Notwendigkeit des Kampfes und der Auseinandersetzung in der Theologie hinwies. Ich möchte zum Schluß die Frage aufwerfen: was hat er eigentlich berichtigt? Ueberzeugt hat er mich nicht; immerhin wäre es nicht unmöglich, daß ich ihm unwissentlich Unrecht gethan hätte. Für diesen Fall stehe ich nicht an, öffentlich mein Bedauern auszusprechen. Und ich hoffe, daß es auch in D. Lütgerts Freundeskreise Männer giebt, die einem Andersdenkenden nicht gleich die bona fides absprechen.

Paul Jaeger

3

An Herrn Professor D. Lütgert in Halle

Hochgeehrter Herr Professor,

es liegt nahe, daß ich dieser persönlichen Kontroverse zu einem für die großen gemeinsamen Interessen fruchtbaren Abschluß helfen möchte. Damit es nicht aussieht, als wollte ich schiedsrichterlich mich geltend machen, lege ich meine Gedanken in einem offenen Briefe Ihnen und Ihren Freunden zur wohlwollenden Beachtung vor.

Zunächst die Versicherung, daß weder ich noch mein Freund *Jaeger* von irgend welcher Voreingenommenheit gegen die Eisenacher Konferenz erfüllt sind. Im Gegenteil, mit lebhafter Sympathie habe ich diese Gründung begrüßt und mit gespannten Erwartungen ihren Leistungen entgegengesehen. Aus dieser Gesinnung heraus habe ich in diesem wie im vorigen Jahre einen Aufsatz über ihre Verhandlungen veranlaßt, während die Christliche Welt sonst nur von den großen Vereinstagungen regelmäßig Notiz nimmt. Aber um ein schlichtes Referat hat es sich dabei von vornherein nicht gehandelt, sondern um Urteil. Für objektive Berichte ist die Chronik der Christlichen Welt geschaffen*), eben zur Entlastung der Christlichen Welt. In unsern Spalten wollen wir eine persönliche Meinung zur Sache hören.

So hat also Herr Pfarrer *Jaeger* einfach nach Instruktion gehandelt, wenn er Ihren Vortrag kritisch anhörte. Das bedeutete für ihn nicht den Wunsch oder die Verpflichtung, unfreundlich zu horchen. Aber es bedeutete ihm allerdings die Freiheit, Widerspruch zu erheben gegen das, was ihm nicht gefiel. Mißverständnis Ihrer Worte war dabei gewiß nicht ausgeschlossen; die sich entgegenstehenden Aussagen in den beiderseitigen vorliegenden Erklärungen unterliegen nun dem Urteil jedes Lesers; der angekündigte offizielle Bericht wird diesem Urteil zu Hilfe kommen; aber Situation, Ton und zum Teil auch der Wortlaut dürften, was dem Berichterstatter immer wird zu gute gehalten werden müssen, dem offiziellen Bericht nicht zu entnehmen sein. So kann auch ich nur herzlich bedauern, hochgeehrter Herr Professor, wenn Ihnen Unrecht geschehen ist, und darf zugleich Herrn Pfarrer Jaeger versichern, daß er mir viel zu genau bekannt ist, als daß ich an seiner Qualifikation für einen derartigen Konferenzbericht nach irgend einer Seite hin zweifeln könnte. Endlich möchte ich zum Beweise der innersten Gesinnung des von Ihnen beanstandeten Referats dessen Schlußworte unterstreichen:

> Es liegt uns daran, nicht mit solchen Ausstellungen zu schließen, sondern ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß der Vortrag *eine Fülle trefflicher und gesunder Gedanken enthielt und zum Schluß die rechten Worte fand, die einem das Gefühl gaben: da finden wir uns schließlich doch zusammen.*

Sehr wohl aber kann eine Beachtung der Eisenacher Konferenz künftig unterbleiben, wenn Sie und Ihre Freunde das wünschen. Hierüber werde ich ja bis übers Jahr leicht Klarheit haben.

Indessen wäre mir eine andere Wendung viel willkommener. Ich habe, wie gesagt, diese Einrichtung mit größter Sympathie begrüßt, so, wie ich sie verstand: als einen Ort, wo Gemeinschaft und Wissenschaft mit einander Austausch halten wollten. Dieses Unternehmen fand ich ebenso kühn wie notwendig. Ich begriff auch, daß man zu den unumgänglichen Auseinandersetzungen mit den Gemeinschaftschriften von Seiten der Wissenschaft nicht jeden Vertreter der heutigen Theologie brauchen konnte. Wurde das Bot zu sehr belastet, so mußte es untergehen. Ich war auch darauf gefaßt — mehr vielleicht als mein Freund Jaeger —, daß es ohne starke Seitenhiebe auf „negative", „evolutionistische", „atheistische" Strömungen in der theologischen Wissenschaft seitens der in Eisenach auftretenden Akademiker nicht abgehen würde: ähnlich wie man den Reformkatholiken ihre kräftigen Ablehnungen des Protestantismus als psychologisch begreiflich und durch die Situation geboten gerne verzeiht. Aber empfindlich müssen wir doch sein, wenn diese Eisenacher im Gräben-Ziehen allzu eifrig werden und sie an Stellen anbringen, wo sie wirklich nicht am Platze sind. Ich halte es für völlig aussichtslos, hochgeehrter Herr Professor, im Punkte des Rechtfertigungsglaubens den Gegensatz festlegen zu wollen, der Sie und Ihre theologischen Freunde von mir und den meinen trennt. Unterschiede der Empfindung und Haltung ebenso wie der Formulierung werden wir genug wahrnehmen können, hüben und drüben; aber im Punkte des subjektiven Glaubensstandes, eine große Basis objektiver göttlicher Wirklichkeit eingeschlossen, sind wir mit Ihnen wahrhaftig einiger, als Sie anzunehmen scheinen, und zuweilen will es uns dünken, als sähen wir nur richtiger, worauf es ankommt. Unsre dogmatischen und meinetwegen religiösen Differenzen, die trennend wirken, liegen ganz wo anders: in der Stellung zum altkirchlichen, biblischen und naiven Supranaturalismus u. s. w.

*) Wie sie denn in ihrer Nr. 28 und 29 ein sehr interessantes Referat über die Eisenacher Konferenz bringt.

Aber was die subjektive Seite des Glaubenslebens anlangt, so meine ich, könnten wir uns bei gutem Willen auf Seiten Ihrer Freunde leicht verständigen, und auch den Gemeinschaftschristen hätten wir da vielleicht mehr zu bieten, als die meisten on ihnen bei ihrer heutigen Führung zu durchschauen noch in der Lage sind.

Wenn aber das so steht — warum laden Sie und Ihre Freunde uns nicht auch nach Eisenach ein? Warum erwecken Sie und die Ihnen befreundeten Theologen den Anschein, als wäre mit uns keine Verhandlung, kein persönlicher Austausch möglich? Meinen Sie nicht, die Diskussion über Ihren Vortrag wäre fruchtbarer geworden, wenn wir auch dagewesen wären?

Es klingt aus Ihrem Eingesandt der Argwohn hervor, als wollten wir mit Ihresgleichen Nichts zu thun haben. Diese Tendenz liegt uns vollkommen fern. Auch unsre „Eisenacher" Zusammenkünfte beweisen dagegen Nichts. Einmal ist Jeder auf diesen willkommen, der sich für sie interessiert und uns die Berechtigung innerhalb der christlichen Kirche nicht abspricht. Sodann aber unterhalten wir uns dort gar nicht über andre Richtungen, von welcherlei Art sie sein mögen, sondern gehen mit Vorliebe den Differenzen nach, die in unsrer eignen Mitte vorhanden, den Problemen, die uns in unsrer eigenen Theologie schwer sind. Dieser Austausch wird ja nur bei einer gewissen Vertraulichkeit seinen Zweck erfüllen. Und ich würde vertrauliche Zusammenkünfte in diesem Sinne, wenn Sie die mit Ihren Freunden abhielten, durchaus würdigen. Aber nun haben Sie diese öffentliche „Eisenacher Konferenz" gegründet und beschäftigen sich offenbar doch auch mit unserm Christentum, wie mit dem der Gemeinschaften: warum laden Sie uns nicht ein? Fürchten Sie, daß wir uns zanken würden? Ich bin überzeugt, wenn wir uns Auge in Auge gegenüber ständen, würde nicht nur manches Wort ungesprochen, nein auch mancher Gedanke ungedacht bleiben. Dafür würden wir uns, so Gott will, einigen um das Vermächtnis Schleiermachers, nämlich zur Herbeiführung jenes „Zustandes", den er „für das eigentliche Ziel unserer deutsch-evangelischen Kirche" hielt: „als Gegenstück zu der englischen und amerikanischen Vielspaltigkeit in einer ganz freien Gemeinschaft zu leben, welche gegenüber der katholischen Gebundenheit nur durch die evangelische Freiheit zusammenhält".

Daß aber der Schritt zu einer solchen Zusammenkunft von Ihrer Seite ausgehen muß und nicht von unsrer, das ist in der kirchenpolitischen Gesamtlage gegeben, und ich brauche es wohl nicht erst näher zu erörtern.

Helfen Sie, hochgeehrter Herr Professor, daß meine Anregung bei Ihren Freunden eine gute Statt finde. Dann wird aus dem Peinlichen dieser persönlichen Kontroverse Gutes herauskommen.

In vorzüglicher Hochachtung
D. Rade

Verschiedenes

Jörn Uhl im Baseler Münster. Zu einer Zwingli-Denkmalfestkarte hat man in der Schweiz folgende Verse gedichtet:

Vom hohen Postament im Tannenschatten,
Das Zürichs Söhne ihm errichtet hatten,
Schaut Ulrich Zwingli; ja ihn wundert sehr
Die Welt von heut und Alles um ihn her:
Das renovierte Kirchendach und drauf
Die „Wetterfahne" nimmt er mit in Kauf.
Doch liebt ers, wenn bei ihm vorübergeht
Ein Vater mit dem Sohn und stillesteht.
Und grüßt ihn so ein Theologenpaar,
Dann wächst sein guter Mut, sein Aug wird klar.
Was würd er wohl zu einer Predigt sagen,
Worin „Jörn Uhl" jüngst wurde vorgetragen?
Zu Basel wars, im Münster; — ob ihrs glaubt? —
Von „Petri Sinken" sprach das Kirchenhaupt;
Und in der feinen Rede Silberfluß
Mischt ganz von ungefähr sich ein Erguß
Modernsten Werks; bewundernd lauschen Alle.
Mir war, es zittre leis die Kirchenhalle:
Magister Ulrich, macht Dir das nicht bange?
Du nimmst Dein Buch, besinnst Dich gar nicht lange.
Bevor ich mirs noch selber konnte sagen,
Hast Du Philipper 4,8 aufgeschlagen.
Du sprichst: „Was wahr, gerecht, wohllautend, licht,
Das kränkt die alte Säulenhalle nicht."

Die Sonne des Silzethals. Vilt Ola. Von Magdalene Thoresen. Leipzig, Grunow 1902. Gebunden 6 Mk.

Wenn ein Buch in der Uebersetzung eine so schöne Kraft zeigt, wie dieser Band Novellen von Magdalene Thoresen, so muß das Original ein wahrer Genuß sein. Die Art, wie die Menschen, die uns hier zu schaffen machen, reden und sich geben, hat freilich oft etwas Seltsames, aber das mag sich in ihrer Heimat ganz natürlich ausnehmen. Psychologische Kühnheiten und Sprünge fehlen doch nicht ganz, aber auch darin liegt ein Reiz, und Magdalene Thoresens Kunst hat viele Reize. In vielen Partieen dieses Buches liegt eine wundervolle gedrungene Kraft, und manche von den kurzen Gleichnissen sind von überraschender Schönheit.

Der Mensch charakterisiert sich durch das, woran er eine stille Freude hat. Auch der Dichter. Aus Magdalene Thoresens Charakterzeichnungen merkt man, was ihr vor allem lieb ist: ein klarer Mensch. Eine solche heimliche Liebe für Klarheit durchzufühlen, hat etwas Wohlthuendes. Auch für das Kräftige, Eigenständige und Freudige im Charakter hat sie feines Verständnis. Sie hätte uns nur deutlicher die Quellen zeigen sollen, aus denen die Kraft und Schönheit eines Charakters wie Gunnar fließen konnte. Von seiner Vorgeschichte erfahren wir so gut wie Nichts. Er ist da, aber wie Melchisedek in der Genesis.

Das Religiöse spielt in dem Buche keine geringe Rolle. Die Echtheit der Religion liegt für Magdalene Thoresen in der Zuversicht zu der Macht des Guten und im tapferen Eintreten für dessen Wert. Die Wertlosigkeit und Haltlosigkeit des Miserabilismus wird an einem seiner Vertreter eindrucksvoll bewiesen, und ein triefender Heuchler ist mit besonderem Behagen und Abscheu gezeichnet. Dadurch, daß sie Gott und Freude ganz dicht aneinanderrückt, verrät die Verfasserin am besten, daß sie Christus verstanden hat.

Ich gestehe, daß ich recht ungeduldig war, wenn ich beim Lesen der ersten Geschichte gestört wurde, obwohl der Schluß, wo die Spannungen sich alle lösen, nicht ganz auf der Höhe der dichterischen Kraft steht. Die zweite, viel kürzere Novelle ist wie ein schwermütiger Wintertag ohne Sonne, aber auch der kann ja seine eigene Schönheit haben.

Paul Jaeger

So wars! Ernst und Scherz aus alter Zeit von August Sperl. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1902. 347 S. 4,50, geb. 5,50 Mk.

In Sperls vier Novellen, die er So wars überschrieben hat, verrät sich zwar allenthalben sein künstlerisches Vermögen; aber es geschieht das nicht in dem Maße, wie in seinen andern, größer, breiter angelegten epischen Werken. Aus der Fülle dichterischer Gesichte, oder, was dasselbe sagt, voll aus der Wirklichkeit des Lebens geschöpft ist nur eine der vier Geschichten. Sie heißt Hochpreisliche Dekrete und behandelt Konversion, Mischehe und konfessionelle Kindererziehung in ergreifender Form und im Inhalt mit der Einseitigkeit, die bei dem individualisierenden Dichter der Gerechtigkeit nicht widerspricht. Auch als Sperl das Hexenkind dichtete, hatte er Wirklichkeiten erschaut; aber als er den viel behandelten Stoff niederschrieb — der Titel zeigt den Inhalt an —, schoben sich Kulissen vor die Wirklichkeiten: ihn in ein ganz ihm eigenes Kunstwerk zu gestalten, ist ihm nicht gelungen. Ganz ins Flache ist er vollends hinabgestiegen in den Novellen Der Faquin und Narro. Hier, wo er humoristisch werden und Ergötzliches oder Spaßhaft-Gruseliges erzählen will, arbeitet er mit dem ganzen Apparat von Maskeraden und Attrappen, die ein August Sperl verschmähen und der Posse überlassen sollte. Ausblicke ins Dichterland und hübsche Einzelszenen fehlen natürlich auch hier nicht; auch von der böotischen Ebene kann man ja den Parnaß erblicken. Aber sie entschädigen uns doch nicht wahrhaft. Eins dagegen ist allen vier Erzählungen Sperls nachzurühmen und läßt bei der Lektüre die Schwächen selbst der zwei letztgenannten Novellen vergessen: das warme heimatliche Kolorit vereint mit der frischen Männlichkeit seiner Sprache.

Friedrich Michael Schiele

Ahasver. Eine Dichtung von Gustav Renner Leipzig, Jul. Werner 1902. 120 S. 2, geb. 3 Mk.

Der ewige Jude ist in der Litteratur schon wohlbekannt; ich erinnere an Mosen und Hamerling. Der alte Stoff findet in der vorliegenden Dichtung eine beachtenswerte Neugestaltung. In Bildern von großer und kühner Kraft zieht die Idee an uns vorüber: das Ringen nach irdischem sozialem Glück ist vergeblich. Böse Lüste, Elend und Tod zerstören das Glück der weiteren und der engsten Gemeinschaft. Dennoch giebt es ein Heil. Es liegt in der Selbstüberwindung, die immer von neuem That und Gabe ist. Als Symbol dafür tritt die Gestalt Christi neben die Ahasvers.

Die großen Bilder und Gedanken werden zum Ausdruck gebracht in einer dichterischen Sprache, die dem Lieblichen und Großartigen, dem Grauenvollen und Feierlichen sich gewachsen zeigt. Daß die Dichtung als Ganzes dennoch unbefriedigend wirkt, hat zwei Ursachen. Einmal ist die psychologische Entwicklung lückenhaft. Daß aus dem zerlumpten Bettler ein sozialer Menschheitsbeglücker wird, warum ferner seine Begnadigung im Weltgerichte erfolgt, das scheint neben Anderem uns nicht klar genug dargestellt und ausreichend begründet zu

sein. Auch die Idee ist nicht einheitlich entwickelt. In Ahasver, der auf Selbstsucht verzichtet und seine Brüder voll sozialen Mitleides erlösen will, liegt viel unbewußtes Christentum; daran hätte seine Läuterung und Begnadigung anknüpfen müssen. Da dies nicht oder nicht klar geschieht, so dient diese Seite in Ahasver nur dazu, den Gegensatz, in dem er und sein irdisches Glück zu Christus und der innerlichen Erlösung steht, zu trüben und zu verwirren. Ueberhaupt ist die Dichtung reicher an Stimmungen und großartigen Bildern, als daß sie eine Bereicherung der Weltanschauung und Lebenserfahrung böte; obwohl es auch daran nicht fehlt. Heine

Die Anti-Sozialdemokratische Korrespondenz des Herrn Max Lorenz schreibt in ihrer Nr. 34 unter dem einnehmenden Titel Christliche Helfershelfer der Sozialdemokratie: „Der Herausgeber der Christlichen Welt . . ist mit den Erfolgen der Sozialdemokratie noch nicht zufrieden. [Folgen ohne jede Andeutung des Zusammenhangs zwei Sätze aus unsrer Nr. 27, Sp. 643 Mitte: »Es wäre bedauerlich — rein hätten.«] Mit Herrn Rade in eine Diskussion über ein politisches Thema zu treten oder auch nur ihn berichtigen zu wollen, lehnen wir darum ab, weil er unsrer festen und ehrlichen Ueberzeugung nach auch nicht die Spur politischer Intelligenz und politischen Instinktes besitzt. Herr Rade begiebt sich aber in seiner Beurteilung der Sozialdemokratie auch noch auf ein andres Gebiet, auf dem er als Theologe und Philosoph zu Hause zu sein wohl verpflichtet wäre. Er spricht nämlich von den Idealen und Idealismus der Sozialdemokratie. [Folgt ein Zitat aus Nr. 27, Sp. 643 unten: »Auch daß sie Ideen hat und Ideale, spürt der gemeine Mann . . .«] Wir tragen hiermit Herrn Martin Rade allen Ernstes und in rein sachlicher Absicht eine Diskussion über das Thema «Der Idealismus der Sozialdemokratie» an und wollen ihm gern unsern Raum in gewissen Grenzen zur Verfügung stellen . . .“ *)

Wenn es Herrn Max Lorenz ernst war mit dieser Aufforderung, hätte er schon etwas höflicher vorgehen müssen. Ohne irgend auf das Lob besondrer politischer Einsicht und Begabung Wert zu legen, muß ich Herrn Max Lorenz doch fragen, wie denn er in den verschiedenen Phasen seiner politischen Existenz sich als Politiker und Beurteiler von Politik ausgewiesen hat? So halte ich es auch für vollkommen unpolitisch von seinem Standpunkte aus, wenn er einen ruhigen Beobachter der öffentlichen Vorgänge, der auf höherer Warte steht, nicht mitten im politischen Streit, alsbald unter der Spitzmarke „Christliche Helfershelfer der Sozialdemokratie“ verarbeitet. Im übrigen wird uns die von Herrn Lorenz gestellte Frage selbstverständlich beschäftigen, nur freilich in unsern Spalten. Zwei Artikel zur Sache warten bereits der Veröffentlichung. Es ist ja das Mindeste, was man nach diesen Reichstagswahlen thun kann, daß man sich wieder ernstlicher mit dem Gesamtproblem der Sozialdemokratie beschäftigt. R

Der Reichsbote beschäftigt sich in seinem Sonntags-Leitartikel Nr. 155 mit unsren Bemerkungen zur Reichstagswahl. Er erachtet es als seine „Mannespflicht ehrlich und offen die Wahrheit zu sagen, und diese ist: daß das allgemeine gleiche Wahlrecht das Unglück Deutschlands ist und daß die Nation noch vor das Entweder-Oder gestellt werden wird: Entweder Reich und Stat und Gesellschaft — oder das allgemeine Wahlrecht, die Revolution und Umsturz.“

Wenn unsre konservativen Parteien, wenn die ausgesprochnen Vertreter evangelischen Kirchentums thatsächlich keine weitere Lehre aus den Reichstagswahlen zu ziehen wüßten wie hier der ehrliche Reichsbote, dann allerdings müßten wir an ihnen völlig verzweifeln. Denn das ist doch nichts weiter als Vogel-Strauß-Politik. Und wie peinlich das Schauspiel: das allgemeine Wahlrecht von dem protestantischen Pastorenblatt bekämpft, vom Zentrum geschützt! Wäre das wirklich für die Kreise des Reichsboten die Moral, die sie aus der Wahl ziehen, dann hätte sich damit diese Richtung für religiös und kirchlich bankerott erklärt. Noch können wir so gering von unsern Konservativen nicht denken. Zwar bleibt es bei dem, was wir geschrieben haben: „was werden will, das liegt nicht auf der konservativen Seite.“ Aber alles Wertvolle aus der Vergangenheit zu hüten und lebendig zu erhalten, das ist konservative Aufgabe; hier liegt der Beruf konservativer Richtungen in Kirche und Stat, und wir wünschten nur von Herzen, daß er mit mehr Tiefe und Hingabe erfüllt würde. Auch wir, sofern wir treu zur Fahne evangelischen Christentums stehn, sind konservativ. Wir bemühen uns nur, dabei den weiten Blick zu haben für Alles, was menschlich ist und Gottgewollt, und sind der festen Zuversicht, daß das Unvergängliche am Vätererbe sich in einer Welt geistiger Freiheit am herrlichsten bewähren wird. R

Kleine Mitteilungen. Ich weiß nicht, in wieweit unsre Leser der Artikelreihe von Troeltsch gefolgt sind, die heute in dieser Nummer zum Abschluß kommt. Eine Nach-Tisch-Lektüre ist es ja nicht, aber für den, der die Kost unsrer besten profanen Zeitschriften verträgt, doch nicht zu schwer. Wer sie sich dennoch entgehen ließ, der nimmt vielleicht auf besondres Zureden die Erörterung über den Subjektivismus vor: in dieser Nummer, von Spalte 680 an. Es sind Sätze darin, die für uns einen programmatischen Wert haben. Uebrigens vergleiche man desselben Verfassers Artikel über die theologische Lage der Gegenwart im Juniheft der Deutschen Monatsschrift. R

*) Die Sperrungen im Zitat sind die der Vorlage.

Quittung

Für die Evangelischen in Oesterreich (vergl. Aufruf in Nr. 27): 50 Mk. vom Predigerkollegium bei St. Paul in Leipzig; 40 Mk. von den Konfirmanden des Pf. K in Münster; 21,60 Honorarverzicht von M R in Halle; je 20 von G K, Münster; C B, Marburg; W H, Marburg; von Würzburger Freunden; aus der Gemeinde Bramstedt, Hannover; K H, Oldenburg; durch P, Darmstadt; 13,10 Honorarverzicht von P B, Hohenwarsleben; je 10 von M K, Bonn; A K, Leipzig; G H, Cöthen; 8 von H und R M. Litzberg; je 3 von P G, Elgersburg; B, Schlachtensee.

Für die Hungernden in Finland: 90 Mk. aus der St. Jakobi-Gemeinde in Berlin; 20 aus der Gemeinde Lünen; 10 von G H, Cöthen; 3,10 aus einer Vegesacker Sonntagsschule; 3 von J K, Herzfelde; 2 von H, Brieg.

Für das Notwendige Liebeswerk: 50 Mk. Honorarverzicht von M R, Halle; 20 aus der Gemeinde Bramstedt; 18 von den Freunden der Christlichen Welt in Stade; 13 von den Freunden der Christlichen Welt in Gotha; 10 Honorarverzicht von F R, Heidelberg; 7,60 von P U, Rüttenscheid; 2 von R, Eisenberg.

Für denselben Zweck gingen bei Herrn Pfarrer Stier, Alten bei Dessau ein: 10 Mk. von v O, Freiburg; 5 von Sch, Freiburg; je 3 von M, Kreuznach; G, Büdingen.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 20 Mk. aus der Gemeinde Bramstedt; 2 von P U, Rüttenscheid.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Lüttringhausen. Montag 20. Juli 5 Uhr. Düringer Hof. Hessel: Descensus ad inferos.

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 29: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Rheinland (Halbjahrbericht 1. Theologische und kirchliche Bewegungen); Preßstimmen zu den Eisenacher Beschlüssen — Versammlungen: Die Gemeinschaftskonferenzen zu Gnadau und Eisenach (Fortsetzung); Vom zehnten Pfarrvereinstag zu Magdeburg — Verschiedenes: Der hl. Synod über die Einigung mit den abendländischen Kirchen; Behandlung des Lehrstoffs für den Konfirmandenunterricht in Brandenburg; deutscher Hilfsverein für entlassene Gefangene; Vermischte Nachrichten (Religionsunterricht in Prima. St. Liborius. Wupperthaler Festwoche. Reformierter Bund. Versammlung akademischer Dozenten) — Personalien.

Cand. theol. wünscht in der Zeit vom 1. Nov. 1903 bis 1. Okt. 1904 eine Hauslehrerstelle zu versehen. Angebote bitte unter **G. L.** an den Verlag der Christl. Welt.

Hauslehrerstelle im Ausland in gebildeter Familie vom 1. Oktober an gesucht von cand. theol. Anfragen unter **R** an **D. Rade**, Marburg.

Kleiderraffer über die Schulter zu tragen, in schwarz oder weiß, versendet gegen Einsendung von 90 Pf. portofrei **Friedrich Steffen, Niesky O. L.**

Junger **Franzose** sucht, um sich in der deutschen Sprache zu vervollkommnen, Aufenthalt in evangelisch-christlicher Familie in Universitätsstadt (Leipzig bevorzugt). Angebote an **E. Rousson**, Aigues-Vives Gard, France.

Allerff. Molkerei-Naturbutter
Das Beste, was es darin giebt, ca. 10 Pfd. Kübel 8,80 fr. geg. Nachn. versendet
Carl Gluth, Wilkieten, Ostpr.

Junges gebildetes Mädchen sucht Stellung als **Stütze der Hausfrau** und bei Kindern. Befähigung Kinder bis zu 10 Jahren zu unterrichten und Aelteren bei den Schularbeiten zu helfen. Sie ist tüchtig im Haushalt und in Handarbeiten, kann etwas kochen und schneidern. Am liebsten Stellung im Hause eines Pastoren, Gutsbesitzers oder Försters, wo sie der Hausfrau eine Stütze und dem Hausherrn durch ihre Ausbildung in Buchführung, Correspondenz, Stenographie und Schreibmaschine eine Hülfe würde. Gehalt nach Uebereinkunft. Familienanschluß. Gute Zeugnisse. Anfragen an **Frl. A. Schmidt, Hamburg-Eilbeck**, Ritterstraße 61 p.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

D. P. Drews, Professor in Gießen; Lic. F. Niebergall, Privatdozent in Heidelberg; D. K. Teichmann, Senior u. Konf.-Rat in Frankfurt a. M.

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. **O. Baumgarten** in Kiel

Abonnementspreis für den Jahrgang (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.75

Postzeitungs-Nr. bei der Reichspost 5245, bei der K. Württ. Post 189

1903. III. Jahrgang der Neuen Folge

Inhalt des 7. Heftes:

Notizen. — **D'r Hamburg'r.** Eine Krankenbesuchs-Geschichte. (Schluß.) Von Pfarrer K. Hesselbacher. — **Die wissenschaftlichen Grundlagen der praktischen Theologie.** Antrittsvorlesung von Privatdozent Lic. Fr. Niebergall. — **Abendmahlspraxis und Gesundheitspflege.** Von Gymnasialoberlehrer Otto Richter. — **Kirchliche Chronik.** Von Professor D. Baumgarten.

Theologische Rundschau

in Verbindung mit vielen Fachgenossen

herausgegeben von

D. W. Bousset, Professor in Göttingen, und **Lic. W. Heitmüller**, Privatdozent in Göttingen

Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) M. 6.—

Einzelne Hefte M. —.80

Postzeitungs-Nr. bei der Reichspost 7811, bei der K. Württ. Post 288

Sechster Jahrgang 1903

Inhalt des 7. Heftes:

Neuere Psychologie I. Von Archidiakonus E. Pfennigsdorf. — **Altes Testament.** Die prophetische Litteratur. Von Professor D. C. H. Cornill. — **Praktische Theologie.** Katechetik: Praxis. Von Pastor A. Steinmetz.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Wirtschaftliche Dame aus gebildeter Familie (29 Jahre alt) sucht zum 1. Oktober Stellung als **Vertreterin der Hausfrau** oder ähnlichen Wirkungskreis, am liebsten in einem Pfarrhause, in dem ihr die Erziehung kleiner Kinder anvertraut wird. Gehalt nach Vereinbarung. Angebote unter **Q. V.** an den Verlag.

Evang. Hospiz i. Ulm a. D.

Drei Minuten vom Bahnhof Zeitblomstr. 7. Eingang durch den Garten. Fremdenzimmer von 1—1,50 Mk. Gute Betten, ruhige Lage, Restauration parterre. Guter Mittagstisch von 60 Pfg. an und höher. Wein, Bier.

Verwalter **Maier**

Zimmersche Anstalten.

Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.

II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat

III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.

IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische &c. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.

V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Alkohol-

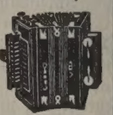
Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee
b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag. u. Prosp. fr. nurd. **AlfredSmith**

Bücher liefern und kaufen

Krüger & C., Leipzig

Antiquar-Kat.: Theol., Philos., Pädag., Hausmittel, Geschenklitt. **kostenfrei.**

August Dürrschmidt,



Musikinstrumente und Saitenfabrik Markneukirchen in Sachsen Nr. 227

Billig! gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte Preisliste über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

PIANOS von M [illegible].— an.

Harmoniums von M [illegible].— an.

[illegible] Freie Probe[illegible]. 10jährige Garantie. [illegible] zu vermieten; [illegible] Abzug der Miete. [illegible]-frko.

Wilh. Rudolph, Giessen.

Die Kellerei Wolfer Waisenheim

sucht durch eigene Arbeit einen kleinen Teil der jährlich erforderlichen grossen Summen zur Unterhaltung der Anstalt

Wolfer Waisenheim

mit ihren 130 ev. Kindern zu erwerben. Es werden **nur gute, preiswürdige Moselweine** geführt, von 50 Pfg. an bis zu 4 Mk. hinauf. Wer ein gutes Werk im Stillen unterstützen will, ohne dass es ihn etwas kostet, der verlange die Preisliste und bestelle seinen Bedarf an Moselwein bei der

Kellerei Wolfer Waisenheim

zu Wolf a. d. Mosel Station: Traben-Trarbach

Wichtig für Hausfrauen!

Lausitzer Webwaren-Hausindustrie

Gesellschaft mit beschränkter Haftung

zu **Linderode**

Es werden geliefert: **Tischtücher; Servietten; Hand-Wisch-, Scheuer- und Staubtücher;** baumwoll., halblein. und reinleinene **Bettzeuge** in glatt, bunt und Damast; **Hemdenzeuge; Louisianas; Taschentücher; Schürzenleinen** und fertige **Schürzen** und dergl. mehr. Auf Wunsch Alles genäht, gestickt und gewaschen. **Ganze Aussteuern!**

Während des Winters mangelt es den Handwebern besonders an Arbeit.

Wir bitten deshalb unsere Bestrebungen zu unterstützen

Proben und **Preise** senden wir an jedermann **portofrei. Waren** von **20 Mark an franko.**

Der Geschäftsführer: **Emil Schoelzke,** Linderode

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg